

Inhalt d. 4. Bd.

Gaben der Milde.

Viertes Bändchen.

Mit Beiträgen

von

L. Achim von Arnim, F. W. Gubitz, Heraklius, C. F. E. Ludwig, Wilh. Müller, L. Belhar und Julius von Voß.

Für die Bücher-Verloosung „zum Vortheil hülfloser Krieger" herausgegeben von F. W. Gubitz.

Berlin, 1818.

Ida von Unspunnen.

Von

L. Belhar.

(Schluß).

Doch es ist Zeit zu erzählen, wie der junge Ritter von Wädenschwyl so plötzlich wieder in dieser Gegend erschien. Ohne Nachrichten von Ida zu seyn, das beunruhigte ihn; weit mehr aber beängstigten sein Herz die Gerüchte von ihrer bevorstehenden Heirath mit dem Grafen von Ringgenberg, und von dem Verfall ihrer Gesundheit.

Die Klugheit mußte der mächtigeren Leidenschaft weichen; diese trieb den feurigen Liebhaber wieder in die Nachbarschaft ihres Aufenthaltes, wo er der peinlichen Ungewißheit, die ihn verzehrte, zu entrinnen hoffte. Er bediente sich manches Vorwandes, mancher Verkleidung, um zu sei-

nem Zwecke zu kommen. An dem Morgen, an welchem Ida nach der heiligen Beatus-Einsiedelei verreiste, war er lange Zeit unter den Schloßmauern herum geschlichen, und einige Fragen, die er unglücklicherweise an den Jäger that, welcher die Pferde des Kampfrenners besorgte, hätten ihn beinahe verrathen. Der treue Diener hatte seinem Herrn gleich Nachricht davon gegeben, und dieser, welcher durch seinen Groll geneigt war, jedem Verdacht Gehör zu leihen, und keine Gelegenheit zu versäumen, seine Rachsucht zu befriedigen, befahl den Fremden zu beobachten, ihm nachzugehen, und sich seiner um jeden Preis zu versichern. Indeß man beschäftigt war, die durch den Freiherrn befohlnen Maaßregeln zu vollziehen, hatte sich Rudolph von Wädenschwyl entschlossen, zu dem Waldbruder, dem er seinen Kummer anvertraut hatte, zu gehen; denn er gab alle Hoffnung auf, die gesuchte Auskunft über den Gegenstand seiner bangen Besorgniß zu erhalten. Er war weit entfernt zu denken, Ida habe den nämlichen

Weg eingeschlagen, noch weniger kam ihm zu Sinn, ohne sie, ohne das Wunder ihrer erlösenden Dazwischenkunft, gehe er einem unvermeidlichen Tode entgegen, einem ruhmlosen Tode, oder einer noch schrecklicheren Gefangenschaft.

Wenn wir indeß diese unvorgesehenen Umstände mit dem wohlgemeinten Besuche zusammen halten, den Ida auf ihrer Verwandtin Rath unternommen hatte, und mit ihrer zufälligen Verspätung, mit Allem dem, was eingebildete Schmach, Schrecken, unbedachtsamer Diensteifer, getäuschte Lohngierigkeit, den Berichten an den Freiherrn mögen hinzugefügt haben, so werden wir uns den Grimm und die Empörung vorstellen können, welche den Vater ergreifen mußten, der sich von seinem verhaßtesten Feinde beschimpft, und von seiner einzigen geliebten Tochter schändlich betrogen glaubte.

Er schrieb noch in der gleichen Nacht an die Aebtissin von Interlachen: sie möchte Hedwig von Ida trennen, und jede besonders in strenge Verwahrung bringen. Die-

sen Befehl kündigte ihnen die Aebtissin an, als sie sich eben zur Rückreise nach dem Schlosse anschickten. Die unverdiente Sonderung, diese traurige Verbannung war nur der Anfang aller Leiden, und Verfolgungen, die auf Ida in einem Aufenthalte warteten, dessen lautere, heilige Ruhe sie vorher oft beneidet hatte.

Sie suchte den Zorn ihres Vaters durch die herzlichsten Briefe zu erweichen; aber sie wurden ihr lange ohne Antwort zurückgeschickt. Ihre ausdauernde Geduld, ihre ehrerbietigen Bitten belästigten den Vater eher, als sie ihn rührten; er war endlich grausam genug ihr folgende Zeilen zu schicken, deren Inhalt weit schrecklicher war, als sein bisheriges Stillschweigen: „Ich mag meine Tochter nicht wieder sehen, bis der Graf von Ringgenberg sich das Recht erwerben will, für sie zu bitten, nachdem er mich an meinem übermüthigsten Feinde wird gerächt haben.“

Uebermaaß des Unglücks und der Ungerechtigkeit schlägt nur schwache Seelen

nieder; stärkeren und empfindsameren stählt dies vielmehr den Muth, erhöht ihre Entschlossenheit, und zeigt ihnen oft verborgene wundervolle Auswege, deren wahre Eingeberin vielleicht die Noth selber ist.

In dieser Zuflucht oder vielmehr in dieser Gefangenschaft erhob sich Ida's sanfte, zärtliche Seele bald über sich selbst. Die Gespräche des heiligen Waldbruders hatten ihre Seele zu tieferem Nachdenken, zu tröstlicheren Betrachtungen aufgeschlossen, und Stille der Einsamkeit erhöhte ihren gesegneten Einfluß. Der plötzliche Schrecken, welcher sie überfiel, als sie den Geliebten ihres Herzens, in der dringendsten Gefahr erblickte, die Gewalt, mit der sie sich in diesem Augenblick anstrengte, und die Seelenstürme welche nachgefolgt waren, bewirkten, statt einer Erschöpfung ihrer sinkenden Kräfte, eine wunderbare aber heilsame Erschütterung.

Ungeachtet des tiefen Kummers, in den sie der väterliche Zorn versetzte; ungeachtet alles Aergernisses, aller widrigen Bemerkungen, und beleidigenden Vorwürfe, mit

welchen die wenigen Gefährtinnen ihrer Einsamkeit, die zu ihr kommen durften, ihre Geduld unaufhörlich bestürmten, hatte sie doch mit ihren Kräften, zwar nicht jene selige Ruhe ihrer früheren Jugend, aber doch Gleichmuth und Festigkeit wieder gewonnen. Sie lebte dabei in der ruhigen und abgemessenen Einförmigkeit, welche den Klöstern eigen und der Gesundheit viel zuträglicher ist, als man außer denselben glaubt. Eine nahrhafte mäßige Kost, bestimmte Stunden für Erholung und Bewegung, immer die gleichen Uebungen oder Vergnügungen, so zu sagen immer die gleichen Eindrücke, das Alles kann wohl Langeweile verursachen, aber es verzehrt die Kräfte nicht, es mäßigt die Erregung, gibt ihr jeden Tag abgemessene Nahrung, und erhält sie in gleichförmiger Thätigkeit und Wärme.

Ida blieb zwar genau bewacht, und beständig von ihrer Verwandtin getrennt, doch hatte sie zu gewissen Stunden Erlaubniß sich im Klostergarten zu erholen. Dort genoß sie die Aussicht in das schöne Thal,

welches ein Kreis ehrwürdiger Felsengebirge bloß einzuschließen schien, um dessen üppige Belaubung zu schützen, die Frische seiner lautern Quellen zu erhalten, und den kostbaren Wachsthum seiner Wiesen und Gärten zu sichern.

Die beruhigende Nachricht, welche sie über ihres Geliebten Schicksal erhielt, mochten wohl besonders ihren Muth aufgerichtet und ihre Standhaftigkeit gestärkt haben. Bald nach ihrer Einsperrung erfuhr sie von einem Geistlichen, welcher den Gottesdienst im Kloster versah und vertrauter Freund des Waldbruders war: der werthe Unbekannte, dessen glückliche Retterin sie war, sey von seinen Wunden geheilt, und von dem Einsiedler nach Thun geführt worden, wo er sich unter guter Begleitung nach dem Orte seiner Bestimmung eingeschifft habe. Gottlob, sagte Ida zu sich selbst, die Vorsehung beschloß seine Rettung; durch mich ward er gerettet! So ist denn noch nicht alle Hoffnung verloren! O mein Gott! dieß Herz unterwirft sich deinem heiligen Willen,

es hat in diesem Augenblick keine anderen Wünsche. Nimm das Opfer meiner Liebe und meiner Dankbarkeit gnädig auf. Ich will die Prüfung, die über mich verhängt ist, zu ertragen suchen, ich will ihren Ausgang ohne Murren erwarten. Möge meine Bahn noch so dornenvoll seyn, wenn nur so lange lebe, daß ich mich bei meinem Vater noch rechtfertigen kann, damit ich nicht ohne seinen Seegen ins Grab sinke.

Leider erwarteten neue, härtere Prüfungen ihre standhafte Ergebenheit. Es waren einige Tage vergangen, als der schauerliche Ton jener Glocke, die in den Klöstern zum Gebet für Sterbende ruft, sie aus dem ruhigsten Schlafe weckte. Zugleich pochte eine Schwester an ihre Thür, mit der Nachricht: Hedwig, in den letzten Zügen, verlange sie noch zu sprechen, um sie zur gerechten Reue zu bewegen, die sie selbst über alle Fehler empfinde, welche sie, unglücklich genug, mit ihr theile. —

Ida hatte seit ihrem Aufenthalt im Kloster niemals Erlaubniß bekommen, ihre Ver-

wandtin zu sehen; so traurig nun auch die Aussicht war, bei welcher sie jetzt endlich diese Verstattung erhielt, so säumte sie doch nicht, dieselbe zu benutzen und eilte mehr gerührt als erschrocken zu ihrer Freundin. Hedwig empfand so große Freude, als sie Ida an ihr Bett kommen sah, daß sie dieselbe kaum verbergen konnte; doch sammelte sie noch ihre wenigen Kräfte, um zu den umstehenden Schwestern zu sagen: Ich fühle mich verbunden, einer unglücklichen Verwandtin in dieser feierlichen Stunde Vorwürfe zu machen, die keine fremde Zeugen hören dürfen; ich ersuche die Schwestern, uns allein zu lassen. Es ist die letzte Gunst um die ich bitte: und ich bedarf derselben, um die schwerste Pflicht, die ich noch auf mir habe, zu erfüllen. Sie sprach dieses mit so bescheidenem, und nachdrücklichem Ernst, daß Niemand etwas dagegen einwenden konnte. Kaum war Hedwig mit Ida allein, als das Licht ihres beinahe erloschnen Lebens von Neuem aufzulodern schien. Ich danke Gott, meine Liebe, für eure Gegen-

wart, für die Kraft und den Muth, welche sie mir einflößt. Es ist endlich gehört, das eifrige Gebet, mit dem ich unabläſſig dafür zum Allgütigen flehte. Was von meinem Gebet jetzt noch unerhört ist, wird in Zukunft erfüllt werden, eine himmlische Ahnung überzeugt mich davon.

Ihr werdet leben, liebe Ida, leben, und euer künftiges Glück wird einst die verkannte Hedwig selbst bei ihrem Vater rechtfertigen. Da bisher alle Versuche ihn zu erweichen, ihm das ungerechteste Vorurtheil zu benehmen, vergeblich waren, so erlaubt uns der Himmel, ja er gebietet uns, noch wirksamere zu wagen. — Herr von Unspunnen hat alle Erläuterungen, die ich über mein Verhalten, wie über das Eurige an ihn gelangen ließ, verworfen; er hat selbst des heiligen Waldbruders frommen Fürspruch abgewiesen. Seine Einsamkeit, und sein durch schwarzen Verdacht erbittertes Gemüth, kann nur durch tief verwundenden Schmerz erschüttert werden. Es ist nicht genug, wenn er erfährt, daß ich durch seine Härte vor Kummer gestorben



bin; er muß an dem Leben seiner geliebten Ida zweifeln, die ihm Alles ersetzen sollte.

Aber ich fühle daß meine Kräfte sich erschöpfen; eilet diesen Beutel und diese Zeilen in Eurem Busen zu verbergen, Ihr werdet Alles darin finden, was ich Euch zu sagen habe. Nach diesen letzten, mit kaum vernehmlicher Stimme gesprochenen Worten, athmete sie nur noch wenige Augenblicke. Ida, vom Schmerz übernommen, rief die Klosterfrauen zurück, um der Sterbenden Hülfe zu leisten, wenn es noch möglich wäre. Bald zog sie selbst sich in ihre Zelle zurück, aus Furcht, in ihrer Verwirrung vor den Schwestern zu unterliegen. Die düstre Niedergeschlagenheit, in welche sie versank, ward glücklicherweise für eine Wirkung ihrer Reue, sowohl als ihrer Betrübniß, gehalten.

Möge nun Hedwigs letzter Rath eine himmlische Eingebung gewesen seyn, oder die Wirkung jenes hellen Lichtes, mit dem wir zuweilen in den letzten Stunden des Lebens die erhabne Bestimmung menschlicher Schickungen durchschauen; so bestimmt

doch dieser Rath Ida's Unentschlossenheit. Ohne das Ansehen dieses Rathes, hätte sie niemals ein Mittel ergriffen, dessen glückliches Erfolg nur von einer mehr oder minder wunderbaren Fügung zu erwarten stand. Kaum hatte die Aebtissin dem Freiherrn Hedwigs Tod angezeigt, so mußte sie ihm wieder eine noch schmerzlichere Nachricht ertheilen. Sie meldete ihm: seiner unglücklichen bethörten Tochter sey es gelungen, den Klostergärtner und die Pförtnerin zu bestechen; alle drei seien in einer sehr stürmischen Nacht verschwunden. Ungeachtet der fleißigsten Nachforschung habe man nichts weiter in Erfahrung bringen können, als dieß: drei Personen, die von Interlachen herkamen, hätten sich auf einem Nachen eingeschifft, welcher den Tag zuvor bestellt war; da nun viele Fahrzeuge in dieser unglücklichen Nacht zu Grund gegangen seien, so scheine die Furcht nur allzugegründet: dieser Nachen möge sich unter den verlornen Schiffen befinden, und die unwürdige Tochter des verehrungswürdigsten Vaters,



habe schon die verdiente Strafe ihrer Vermessenheit und ihres Ungehorsams überstanden. Die Nachfragen, welche der Freiherr seiner Seits thun ließ, waren eben so vergeblich. Es war keine Spur von ihrer Flucht zu entdecken, kein Anzeichen ihres ferneren Schicksals.

Beinahe zur gleichen Zeit hatte Ringgenberg einen jungen Ritter, der ihm auf der Straße von Thun begegnete, äußerst beleidigend herausgefordert; er brachte ihm auch eine gefährliche Wunde bei, unterlag aber doch am Ende dem Arm seines jungen Gegners. Der Freiherr vernahm es, als der Leichnam Ringgenbergs schon in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt war.

So wiederholte unglückliche, verhängnißvolle Begebenheiten, so viel erdrückende Sorgen, so manche auf immer verlorne Hoffnungen, stürzten den alten Freiherrn in tiefe Schwermuth. Doch statt seinen Haß und seine Erbitterung aufzureitzen, statt seinen unbiegsamen Stolz noch zu härten, hatten diese wiederholten Schläge des Schicksals



sein Herz endlich erweicht; seine Seele ward mehr mit Reue und Gewissensbissen erfüllt, als mit Groll. Das Lesen heiliger Bücher und fromme Betrachtungen waren jetzt die Hauptbeschäftigung seines traurigen und einsamen Alters.

In dieser Stimmung befand sich Ida's Vater schon lange, als er einmal in jenem großen Saale, dem ehemaligen Schauplatz fröhlicher Feste, plötzlich einen alten Ritter erblickte, dessen Züge ihm unbekannt waren, aber dessen ehrwürdiges Haupt, hoher Anstand, sanfter heiterer Blick, Zutrauen und Ehrfurcht in gleichem Maaße einflößten.

Der ehrwürdige Greis stand einige Augenblicke in der Thüre und kam dann mit langsamen aber ernsten Schritten auf ihn zu. — Ja, lieber Freiherr, so sagte der edle Fremdling als er sich genähert hatte, ja, wackerer Mann, Euer Feind ist es, den Ihr vor Euch seht, wenigstens der Mann, den Ihr schon lange dafür haltet, weil er das Haupt einer andern Parthei ist, als die Eurige. Ich bin der Herzog von Zähringen.



Bei diesen Worten schauderte der Freiherr vor Zorn und Erstaunen. — „Ihr selbst! Was für neues Unglück bringt Ihr? Was führt Euch hieher?“ — Die Nothwendigkeit, ich denke uns zu versöhnen. Ihr seht, wir sind zu alt uns zu schlagen, es ist Zeit, endlich verständig zu seyn, und den Gegenstand unsrer ewigen Entzweiung mit Gelassenheit und Freimuth zu erörtern.

Ihr hieltet die Parthei der burgundischen Könige. — „Ich war ihr zugethan, und werde es bleiben, so lang ich lebe; denn unter ihrem Zepter waren unsre Rechte und Freiheiten sicher. Ihre Gewalt hing von unsrer Wahl ab, und wir waren alle mächtig genug, um sie in Schranken zu halten, und ihrem Mißbrauch vorzubeugen.“ — Leider! aber was waren die Folgen dieses Wahlrechtes, dieser Widerstrebung-Mittel, aller dieser eingebildeten, stolzen Freiheiten, die oft mehr Ungerechtigkeiten mit sich brachten, als die unabhängigste, unbeschränkteste Gewalt? Immerwährender unseliger Zwist, Feindschaften die sich von Geschlecht auf Ge-

schlecht fortpflanzten, alle Unsicherheit, alle Gewaltthaten, welche die Herrscherlosigkeit begleiten; diese unstäte, blinde, tausendköpfige, und eben deshalb schrecklichste, gehässigste Zwangherrschaft. Wo blieb da die Ruhe, und das Glück der Lehenspflichtigen?

„Seid ihr denn glücklicher, seitdem Ihr selbst Eurem schönsten Vorrecht entsagt, und Euch unter das fremde Joch des Reiches gebeugt habt?"—Ich hoffe es, und in dieser Hoffnung habe ich eine Stadt angelegt, die bestimmt ist, eine der berühmtesten in der Schweiz zu werden, eine Zuflucht des Friedens, der Künste und der Wissenschaften, deren milder und gesegneter Einfluß unserem rohen Vaterlande so wohl thäte.

Nur durch solche Anstalten können wir den verderblichen Anschlägen der Eigenmacht mit Sicherheit und gutem Erfolg entgegen wirken. Denn glaubt mir, wackerer Mann, die einzigen Schranken, welche dem Mißbrauch der öffentlichen Gewalt Einhalt thun können, ohne sie der nöthigen Macht zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu berauben,



rauben, sind: gerechte Gesetze, das Ansehen der Kirche, der Einfluß der Wissenschaften; ein aufgeklärtes Volk bleibt guten Gesetzen und weisen Obrigkeiten stets unterwürfig, nur sklavische Fesseln läßt es sich niemals anlegen. Ich überlasse mich kühn der schönen Hoffnung, meine neue Stadt werde dieß der Nachkommenschaft beweisen. — So wird Bern dem alten Zürich an Kenntnissen und Erfindsamkeit, Basel an Reichthum gleich kommen, und beide vielleicht an tiefer Staatsweisheit, wenigstens gewiß durch das stille Glück der Völker übertreffen, welche das Waffenglück oder ihre eigene Wahl einst unter seinen väterlichen Schutz bringen werden.

„Eure neue Stadt! . . . Bewahre mich der Himmel davor sie zu sehen!“ —

Hütet Euch, wackerer Mann! darauf Verzicht zu leisten. Ich komme nur in der Absicht hieher, um Euch ungeachtet unsers alten Hasses dahin einzuladen. —

„Mich?“

Ja Euch, Euch selbst, meinen ältesten

verehrungswürdigsten Feind — und zwar, um dort, — Eure liebe Ida wieder zu sehen. —

„Wie, meine Ida, sie lebte noch?"

Dank sey dem Himmel, ihrem Muthe und ihrer erhabenen Tugend. —

„Aber in Eurer Gewalt?"

Nein, unter dem Schutz der Kirche im Kloster zu Fraubrunnen.

„Und ihr treuloser Entführer?"

Sie hat sich mit dem, den Ihr so zu nennen beliebt, nicht ohne die Einwilligung ihres Vaters verbinden wollen.

„Wie! nachdem sie sich erkühnte, sich meiner Gewalt zu entziehen?"

Ja, aber sie hörte nie auf dieses väterliche Ansehen zu ehren. Sie entzog sich demselben, damit sie es immer segnen könne, und um sich vor der Ungerechtigkeit derjenigen zu sichern, welchen es gelungen war, zum Nachtheil des Vaters wie zum Unglück der Tochter, dieses heilige Ansehen zu mißbrauchen.

„Meine Ida lebt also noch? Sie liebt

ihren Vater noch, sie liebte ihn immer! Ach, was fordert Ihr, um sie mir wieder zu geben?

Ihre Unschuld zu erkennen, die treueste ergebenste Liebe zu belohnen. — Wädenschwyl hört auf Wädenschwyl zu seyn, er wird der Sohn des Freiherrn von Unspunnen, und ich ernenne ihn zum Schultheiß meiner neuen Stadt. Ihr wisst es nur zu gut, ich habe meine Söhne beweint, wie Ihr die Eurigen, vielleicht mit heisseren Thränen! Sie fliessen noch, diese Thränen, aber ich vergesse sie über dem Bedürfniß, den Seegen des Himmels zu verdienen. Wenn etwas auf der Welt mich über meinen schmerzlichen Verlust trösten kann, so ist es der würdige Sohn, den die Dankbarkeit, wie die Gnade des Himmels mir beschеert hat.

Und diesen wackeren Jüngling, diesen Sohn, der meinem Alter so werth ist, eben diesen will ich, um ihn glücklich zu machen, an Ida's Vater abtreten, wenn er ihn von meiner Hand annehmen will, und nicht auf ewig der Seligkeit entsagt hat, Vater zu

seyn. — Da umarmten sich beide Greise, über ihre Wangen flossen süße Thränen, wie sie lange keine geweint hatten.

Diesen Frieden besiegelte die Verbindung der beiden Geliebten und der fromme Waldbruder hatte wenige Wochen vor seinem Hinscheiden noch den Trost: sie glücklich wieder zu sehen und mit seinen zitternden Händen den schönen Bund der treuesten Liebe durch den Segen der Kirche zu heiligen.

Das Menschenleben.

Von

C. F. E. Ludwig.

Wenn des Frühlings Rosen Dich umblühen,
  Wenn der Jugend Morgenröthe winkt,
Denke: daß einst Sonnen selbst verglühen,
  Schnell auch Deines Lebens Blüthe sinkt;
Traue nicht des Glückes Wankelmuthe,
  Zage nicht in finst'rer Stürme Nacht;
Kämpfe fröhlich und mit eignem Blute
  Für die Unschuld mit des Lasters Macht. —

Bleibe auf des Sieges goldnem Wagen
  Mild dem Nächsten und Dir selbst getreu,
Wenn sie schuldlos Dich in Feßeln schlagen
  Sey o Mensch! durch Deine Tugend frei.
Alles endet, Jeder geht von hinnen,
  Keiner, der dem Schicksal widerstrebt —
Doch das letzte Sandkorn mag verinnen,
  Reiner Herzen seel'ge Hoffnung lebt.

Was die Erde gab, begehrt sie wieder,
Und was Staub gewesen wird zu Staub —
Doch die Seele stieg vom Himmel nieder,
Strahl der Gottheit, keines Todes Raub;
Unsre Thränen fallen auf den Hügel,
Der geliebte Ueberreste deckt,
Doch des Glaubens goldbeschwingter Flügel
Trägt uns aufwärts, wo kein Grab uns schreckt.

Keimen, wachsen, reifen und vergehen
Ist das Loos der irdischen Natur,
Doch das Sinkende wird neu erstehen,
Leben wechselt seine Formen nur;
Eine Blüthe wird der Mensch geboren,
Eine Aehre soll er sterbend seyn,
Und selbst dieser Erde unverloren,
Fallend noch des Guten Saamen streun.

Die Potsdammer Unteroffizier in St. Petersburg.

(Dramatisirte Anekdote aus dem Leben des General von Winterfeld).

Versuch eines preußischen National-Schauspiels.

Von

Julius von Voß.

Personen:

Kaiser Peter der Große.
Graf Münnich, Feldmarschall.
Dessen Gemahlin.
Dessen Tochter, Hofdame.
Adjudant des Kaisers.
Adjudant des Grafen.
Noch zwei kaiserliche Offiziere.
Ein Kämmerier.
Ein Hoffourier.
Hans Carl v. Winterfeld, Lieutenant der Potsdammer großen Grenadiergarde.
Zwölf Unteroffizier dieser Garde.
Stummes Gefolge — Einwohner von St. Petersburg — Zwei Pagen — Dienerschaft u. s. w.

Die Handlung begiebt sich im Jahre 1724.

Erste Scene.

Zimmer beim Marschall Grafen Münnich.

Erster Auftritt.

Graf Münnich (in Feldmarschalls Uniform, grün mit roth und vielem Gold, eine Schärpe über dem Rock und eine Perücke alter Art). **Gräfinn Münnich** (noch im Frühanzug). **Hofdame Gräfin Julie** (schon im Putz mit einigen Juwelen).

Gräfin (die mit ihrer Tochter auf einer kleinen Ottomanne sitzt). Dein Besuch, liebe Julie, freut mich sehr.

Graf (an der Gegenseite vor einem Tische mit Briefen beschäftigt). Seit du am Hofe bist, haben wir das Vergnügen selten.

Julie. Ich kann heute bis Mittag bleiben, gnädige Eltern. Sie kommen ja Beide zur Tafel.

Gräfin. Muß auch wohl bald zu meinem Anzug sehen.

Julie. Ich habe dem Hofjuwelier meine Diamanten von der Kaiserin gezeigt. Er schätzt sie auf 30,000 Rubel.

Gräfin. Viel Gnade.

Julie. Das Halsband von mon cher père mit den großen Steinen dazu, und ich hoffe die nächste Galla soll mich —

Graf (einfallend). Recht eitel seyn. Nicht wahr?

Gräfin. Nun, ein junges Mädchen an einem großen Hofe will doch auch nicht zurück bleiben. Wie schimmernd und prunkend ziehn Andere einher.

Graf. Junge Mädchen sollten mit Blumen sich schmücken.

Gräfin. Die sind in Petersburg seltner als Diamanten.

Graf. Verwitterte Schönheiten mögen Juwelen zu Hülfe nehmen.

Zweiter Auftritt.

Kammerdiener. Vorige. Dann ein Kämmerier.

Kammerdiener. Der Kämmerier von Seiner Majestät.

Graf. Vor! Gleich!

(Kammerdiener ab.)

Julie. Ich ahne schon —

Kämmerier. (tritt mit einem Zobelpelz ein.) Seine Majestät der Kaiser schicken der Frau Gräfin Excellenz den Zobel.

Gräfin (nimmt ihn). Ich lasse mich Seiner Majestät allerunterthänigst zu Füßen legen, und tief gerührt danken.

(Kämmerier ab).

Graf (ihm nachrufend). Bitte einen Augenblick zu warten. (zur Gräfin) Ich denke, man verehrt ihm dreihundert Rubel.

Gräfin. Fünfhundert, lieber Gemahl!

Graf. Wohl. (geht hinaus).

Gräfin. Ein schöner Pelz. (klingelt).

Julie. Von hohem Werth.

Gräfin. Am meisten weil er vom Kaiser ist.

Dritter Auftritt.

Eine Kammerfrau (wohlgekleidet). Vorige.

Gräfin (giebt der Kammerfrau den Pelz). In die Garderobe. Morgen zum Schauspiel leg ich ihn an.

(Kammerfrau ab).

Graf (kömmt zurück und geht wieder an den Tisch).

Julie. Ich wußte, daß sie ihn em-

pfangen würden. Der Kaiser sagte es bei der Kaiserin. Mir wollte er auch einen schenken, wenn —

Gräfin. Nun?

Julie. Wenn — ich mich vermählen würde.

Graf. Sagte er nichts mehr?

Julie. Nein — er lächelte, und —

Graf. Mit einiger Bedeutung vielleicht. Mir gab er zu verstehn, er wolle einen Gemahl für dich aussuchen. Ich kann nicht errathen, ob vielleicht — Dolgurucki — oder Gallizin. —

Gräfin. Fühlst du Neigung zu Einem von ihnen? Sprich offen.

Julie. Ich bin keinem abhold, keinem eben zugethan, doch — würd ich mich in den Befehl meiner gnädigen Eltern gehorsam fügen. —

Graf. Hier käm es auf den Wink des Monarchen an. Da er wie ein Vater für dich sorgt, mußt du auch dein Schicksal ganz in seine Hand geben.

Gräfin. Seine Wahl trift gewiß Nie-



mand, der nicht tadellos, jung, angesehn, reich ist.

Julie. Die Kaiserin sagte aber neulich: wenn ich auch vermählt würde, müßte ich doch ihre Hofdame bleiben.

Gräfin. Du bist sehr glücklich, mein Kind!

Graf. Das sind wir jetzt Alle, es mache uns aber nicht hochfahrend. Gunst der Fürsten weckt Mißgunst. Und ein altes Sprichwort sagt schon: Weit vom Jupiter, weit vom Blitz.

Gräfin. Das Sprichwort paßt nicht an Czar Peter des Großen Hoflager.

Vierter Auftritt.

Kammerdiener. Vorige. Dann des Grafen Adjudant.

Kammerdiener. Euer Excellenz erster Adjudant.

Graf. Kann er nicht warten?

Kammerdiener. Er ist schon lange



im Vorzimmer bei den Herren Generalen und Räthen, sagt: es wäre nöthig. —

Graf. Vor!

(Kammerdiener ab).

Graf. Ich kann es nicht leiden, wenn man drängt. Eine Morgenstunde lebe ich gern in meiner Familie, dann geh ich ja ins Vorzimmer und spreche Jeden.

Adjudant (tritt ein). Euer Excellenz, der preußische Lieutenant ist angekommen.

Graf. Schon? Er schrieb von Riga.

Adjudant. Mit den zwölf Unteroffizieren der preußischen Garde. Ich dachte, wenn Seine Majestät der Kaiser etwa davon hörten. —

Graf. Geh er gleich hin, und meld' er es. Den Lieutenant hieher gerufen.

Adjudant. Er ist schon eine Stunde in der Antichambre. (ab).

Graf. Es sind die Unteroffiziere, welche sich der Kaiser vom König von Preußen ausgebeten hat, die Rekruten der Preobrazinskischen Garden zu exerziren. Der Lieutenant heißt Winterfeld.



Gräfin. Mit dem Hause bin ich noch verwandt.

Graf. Das — müssen wir schon ignoriren. Nicht aus Stolz —

Gräfin. Freilich, weil er nur Lieutenant ist. Ich werde also nicht Vetter sagen.

Graf. Sie könnten ihn aber, als Fremden, auszeichnen, daß sie ihn sie anreden. Mein Dienstrang gibt es nicht zu.

Gräfin. Preußische Offiziere pflegen sehr steif soldatisch zu seyn, und Damen nicht unterhalten zu können.

Julie. Geschieht es ja, wie man sagt, unterhalten sie von Wachtparaden, rothen Halsbinden und weißen Stiefeletten.

Graf. Am besten, sie sprechen ihn gar nicht. Ich rede draußen mit ihm. (will hinaus).

Gräfin. Nein, laßen sie ihn doch hereinkommen, lieber Gemahl! Ich will ihn nach der Gräfin Malzahn fragen. Vielleicht kennt er sie.

Julie. Ich möchte auch einmal solchen grotesk-militärischen Pedanten sehn, könnte davon erzählen.



Graf. Julie, nimm die üble Gewohnheit nicht an, Höflinge auf fremde Kosten belustigen zu wollen. (ruft hinaus). Der preußische Lieutenant! (zu Julien). Heute lachen sie über deine Einfälle, Morgen witzeln sie über dich selbst.

Fünfter Auftritt.

Lieutenant von Winterfeld. Vorige.

Winterfeld (in der Uniform der alten Potsdammer Garde, mit weißen Stiefeletten, Schärpe, Ringkragen und Stock. Vielleckige Frisur, Puder und Zopf. Alles jedoch sehr elegant. Er tritt in grader Haltung und mit festem militärischen Anstand zum Feldmarschall.)

Euer Excellenz, ich melde unterthänig, daß ich mit den Königlich Preußischen Gardeunteroffizieren in St. Petersburg eingetroffen bin. (verbeugt sich nun tief und artig gegen die Damen welche auf ihrer Ottomanne nachläßig danken, aber den Offizier doch mit Aufmerksamkeit wahrnehmen).

Graf. Willkommen, mein lieber Lieutenant! Er muß geschwind marschirt seyn.

Winterfeld. Wir sind nicht gewohnt unnöthige Ruhetage zu halten. Der König, mein Durchlauchtiger Herr, lassen sich Euer



Excellenz wohlaffectionirt empfehlen, und wenn Höchstsie den Kaiserlich Russischen Heeren noch anderweitig nützen könnten, sollte es mit Vergnügen geschehn.

Graf (macht eine Verbeugung). Danke in Ehrfurcht. Seine Majestät verbinden uns schon durch diese Zusendung hoch. — Wann kann ich die Unteroffiziere dem Kaiser zeigen?

Winterfeld. Sie erwarten Eurer Excellenz Befehle unten am Palais.

Graf. Haben sie vom Marsch sich bereits erholt, in Stand gesetzt?

Winterfeld. Wir zogen en parade ein.

Graf. Ihr Preußen seyd in guter Ordnung. — Meine Gemahlin und Tochter.

Winterfeld (gewandt auf die Gräfin zu). Gestatten Ihro Excellenz meine unterthänige Ehrerbietung an den Tag zu legen. Die Gräfin Malzahn aus der Ukermark gab mir den schmeichelhaften Auftrag, dies Schreiben zu überreichen —

Gräfin. Ah, meine Tante. (sie nimmt den Brief, steht auf und geht etwas vor, ihn zu lesen).

Win:



Winterfeld (zu Julien, die sitzen blieb). Meine gnädige Cousine — in dem Augenblick, wo mich die Ehre bezaubert, ihre Bekanntschaft zu machen, sehe ich auch, daß man der Fama bisweilen unrecht thut.

Julie (vor sich). Sehr dreist. (laut). Wie so, Herr Lieutenant?

Winterfeld. Die Göttin soll übertreiben, namentlich auf weiten Wegen. Nun meldete sie von der Newa nach Berlin, die Gräfin Julie Münnich sey eine hohe Schönheit. Es leuchtet aber aus Ihro Gnaden eignem Glanz ein, daß sie zu wenig sagte.

Julie (erröthend). Sehr gütig, Herr Vetter!

Gräfin. Freut mich, daß Gräfin Malzahn noch wohl auf ist.

Winterfeld (eilt zu ihr).

Gräfin. Kann er — können sie eine Antwort mitnehmen?

Julie (steht auf und kömmt dazu). Ich lege auch einige Zeilen bei.

Winterfeld (verbeugt sich tief). Unsere Tante wird entzückt seyn.



Graf. Nun komm er hinunter, Lieutenant, ich will die Mannschaft sehn. (geht ab).

Winterfeld (in grader militärischer Haltung). Wie Euer Excellenz befehlen! (verbeugt sich gegen die Damen und folgt schnell.)

Sechster Auftritt.

Gräfin. Julie.

Gräfin. Ziemlich unbefangen von dem jungen Herrn, gleich die Verwandtschaft gültig zu machen. Ei!

Julie. Er hat eine große Dreistigkeit — aber doch mit einem feinen edlen Anstand, einem gewandten Benehmen verbunden.

Gräfin. Er hat — was man l'air d'un jeune étourdi nennt.

Julie. Militärische Unbeholfenheit ist nun gar nicht an ihm zu sehn.

Gräfin. Dagegen vielleicht ein petit maitre im Soldatenrock. Weiß ein paar angenehme Worte zu sagen, und sonst vielleicht ein leer Gehirn.

Julie (schnell). Vergeben sie ma chere



mère, es dünkte mich, aus seinen Augen spräche Geist.

Gräfin. Nun übrigens mißfällt er mir doch eben nicht. Wäre er wenigstens Oberst, möchte er schon verwandt gelten.

Julie. Aber so ohne Rang geht es nicht an. Ich versprach mich doch einmal und sagte Vetter, will mich aber künftig hüten. Wir können ja wohl am Fenster seine Leute sehn.

Gräfin. Bin auch neugierig. (öffnet das Fenster, und Julie folgt).

Julie. Wär ich nicht beinahe erschrocken. Sind ja wie Riesen der Fabel.

Gräfin. Die Potsdammer Garde ist die schönste und größte.

Julie. Die hohen Mützen reichen fast an unsere belle etage.

Gräfin. So gleichförmig die Aussenseite. Und keiner regt ein Glied, als wären sie aus Stein gehauen.

Julie. Nun läßt sie der Vetter — wollt ich sagen Herr von Winterfeld, antre-

ten. Wie zierlich die Giganten sich fort bewegen.

Gräfin. Jetzt machen sie Halt.

Julie. Wie eine Schnur, die blanke Reihe wieder. Es blendet wie die Sonne von dem spiegelhellen Tombach zurück scheint.

Gräfin. Puppen am Drath, und doch so stattlich männlich.

Julie. Mon cher père und die Generale sind auch recht zufrieden. Aber wissen sie was, gnädige Mutter?

Gräfin. Nun?

Julie. Der Winterfeld ist doch noch schöner wie seine Leute.

Gräfin. Das grade zu finden — find ich überflüssig.

Julie (betreten). Wie? die Gestalt ist doch so anmuthig. —

Gräfin. Von anmuthigen Lieutenantsgestalten spricht man nicht so offen hin — thut am Ende wohl, sie nicht angelegen zu beobachten. (macht das Fenster zu).

Julie (verwirrt). Ei — nun.

Gräfin. Kein zu weitläuftig Gespräch



mehr. Eine Dame der Kaiserin, eine Tochter des Feldmarschall Münnich soll — du hörst nicht. (setzt sich in die Ottomanne).

Julie (horchend). Der Vater kömmt zurück. Bringt ihn wieder mit.

Gräfin. Du hörst mich nicht, Julie!

Julie. O ja, o ja! (nimmt bei der Mutter Platz).

Siebenter Auftritt.

Graf. Lieutenant von Winterfeld. Vorige.

Graf (vergnügt). Den Kaiser wird das sehr freuen und er ihm gewiß für seine Bemühung eine Gnade zuwenden.

Winterfeld (nachdem er die Damen abermals grüßte). Bemühungen, Euer Excellenz? Diese hohe Freude? Wer sieht nicht gern fremde Länder mit ihren großen Männern und andern Merkwürdigkeiten. (in zart ehrerbietiger Haltung). Wenn ich von Euer Excellenz glorreichen Thaten las, wie entflammten

meine Wünsche: des Helden Antlitz zu sehn, den Europa bewundert.

Graf (lächelnd). Ah verbunden, Herr Lieutenant! (geht zum Tisch und sieht in einen Brief).

Winterfeld (geht mit leichtem Anstand zur Gräfin).

Julie (steht in dem Augenblick, Unruhe verrathend, auf, klingelt, und setzt sich wieder.

Winterfeld (halb laut). Ihro Excellenz bitte ich mir gnädigst eine Bemerkung zu gestatten. Sie betrifft abermals die Fama. Ich weiß nicht, wie mir die heute — doch im Wohnsitze des Ruhms erklärt sich das!

Achter Auftritt.

Kammerfrau, die gegenüber sich an der Thüre zeigt. Vorige.

Julie (steht Unruhe verrathend auf, und geht zur Kammerfrau hin). Meinen Wagen vor!

Winterfeld. Man sagt: Gegenwart schwäche den Eindruck großer Namen. O wie hält die Ehrfurcht gebietende Nähe



Graf Münnichs Einem Wort! Doch hier überfliegt alles die Traumgemälde der Erwartung.

Gräfin (lächelnd). Nicht zu viel Artigkeiten, Herr Lieutenant!

Winterfeld. Freilich sollt ich den Versuch nicht wagen, meiner Begeisterung eine Sprache zu leihn. Vergeben Ihro Excellenz (geht zu Julien, die sinnend nach der Mitte des Theaters zurück kömmt). Ich habe auch Ihro Gnaden demüthig um Verzeihung zu bitten. Ich nannte vorhin im Unbedacht des Entzückens Ihnen verwandt zu seyn — sie Cousine. Es ist wahr, ich habe einmal dies Glück, und das geheime Bewußtseyn gäb ich nicht um Millionen. Doch weiß ich auch, daß es mir nicht ziemt, von diesem Stolze laut zu reden. Das Geschlecht Münnich hoben Verdienste zum ersten in Rußland empor, und ich bin ein unbekannter Fremdling. —

Gräfin (freundlich). Die Verwandtschaft mit einem so gebildeten Cavalier ist uns angenehm.

Julie (schnell). O ja, Herr Vetter! (setzt sich wieder zur Mutter).

Winterfeld (verbeugt sich gegen beide tief, in dem Augenblick sagt der)

Graf. Lieutenant Winterfeld!

Winterfeld (nimmt schnell wieder ein soldatisch Wesen an, und eilt zu dem Grafen). Euer Excellenz.

Graf (sieht noch in den Brief, während Jener neben ihm steht).

Gräfin (leise zur Tochter). Wie gesagt, voll Complimente. Doch sind sie nicht hohl und leer. Auch scheint es sein wahres Meinen und Empfinden.

Julie (eben so schnell). O das beste Herz unter der Sonne hat er gewiß.

Graf. Spricht ihn der Kaiser, Lieutenant, sey er nur dreist, er hat es so gern.

Winterfeld (sehr bescheiden). Euer Excellenz — Furchtsamkeit darf der Preußen Sache nicht seyn.

Graf. Auf des Monarchen Gnade kann er zählen. Die Exerziermeister aus dem neuen Sparta werden ihn vergnügen.

Winterfeld (abermal sehr bescheiden und unterwürfig, doch steigert er die Rede nach und nach im patriotischen Feuer). Erlauben Euer Excellenz mir da eine unterwürfige Anmerkung. Sie ist mir nicht geboten, liegt aber so nah. Wir Preußen — streben — der Theorie nach — zu seyn, was einst Macedoniens Phalangen und Roms Legionen waren. (schnell und verbindlich). Ich sage: der Theorie nach, wer die hohen Meister sieggekrönter Ausübung sind, erfuhren Ottomannen und Schweden.

Graf. Nun bei Fehrbellin, Hochstädt, Malplaquet schlugt ihr auch praktisch drein.

Winterfeld (verbeugt sich). Der kleine Staatsumfang legt emsigen Fleiß auf, daß Kunst die Zahl vertrete. Nun würde Preußen jedoch keiner andern Macht seines Dienstes Geheimnisse mittheilen, nicht wie Sparta nach Carthago Waffenlehrer senden. Thut es der König, mein Herr, in diesem Fall, geschieht es in dem innig empfundenen Vertrauen, das Kaiserlich Russische Cabinet werde stets freundlich nachbarlichen Sinn zu uns hegen.

Graf. Er spricht wie ein erfahrner Soldat und guter Patriot. Wir sind auch dazu bereit.

Winterfeld (im schnellen Redefluß). Es scheint auch so des mächtigen Rußlands eigner Vortheil. Wir sind, nach Lage der Gränzen und Umstände, seine natürlichsten Alliirten. Die Preußen im Königreich stammen mit den Russen von den nehmlichen Szythenvölkern. Schon der Name ist bedeutend. Waidewut und Olews Zeiten sahen die nehmlichen Gebräuche. Mit dem Ritterorden kamen erst deutsche nach Preußen, wie jetzt fremde Ansiedler den Moskowiten neue Gewohnheiten bringen. Auch bevölkerten Slawische Nationen meistens Pommern und Brandenburg.

Graf. Er zeigt gute historische Kenntnisse.

Winterfeld (versengt sich, und fährt schnell fort). Führte nun dieser Staat mit Preußen Krieg, würde es von den nächsten Verwandten, und gleichsam mit den eignen Waffen bekämpft. Wie es schon sich vertheidigen müßte, könnte es doch eh einem Bunde

auf Schutz und Trutz entgegen sehn, den seine bewundernde Achtung so lebhaft wünscht. Und was sollte auch Rußland auf Eroberungen nach Westen denken. Schon machte sein großer Czaar, des Morgenlands Kaiserthum zugleich herstellend, die nöthigen ründenden gewichtigen Eroberungen in den Kriegen mit Carl XII. wo Euer Excellenz das Haupt mit ewigem Lorbeer umflochten. Die weiteren dürften am Ende nicht lohnen. Nach dem Pontus Euxin, den kausakischen Bergketten, den Gränzen Persiens hin, da giebt es schönere Lande unter einem milden südlichen Himmel. Das wußte schon der kühne Iwan Basilowitz, als er Astrachan und Kasan zu dem weitläuftigen Reiche fügte.

Graf. Ein Gardelieutenant, und zeigt die Redekunst eines Gesandten.

Winterfeld. Bitte unterthänigst. Und könnte dieser Monarchie ein Bündniß mit Preußen — das ihm wie ein Außenwerk daläge — nützlich sein, wäre es von Handelsverträgen noch mehr zu behaupten. Wie viele Erzeugnisse vom Ausland bedarf man hier. An natürlichen

sind wir nicht eben reich, doch haben wir Bernstein, um den bis in Arabien Nachfrage ist, und Obstgattungen, deren Anbau im Norden wenig gedeiht. Was hingegen Kunstfleiß hervorbringt, kann Rußland bei uns so gut finden, als irgendwo, vorzüglich unsre Tuche.

Graf. Erst sprach er wie ein gescheidter Politiker, nun wie ein Finanzier und Kaufmann. Er fängt an — sie fangen an, mich in Erstaunen zu setzen, junger Mann. Wie konnten sie, von so verschiedenen Dingen sich Einsicht erwerben? Sie müssen viel gelesen, noch mehr selbst gedacht haben. Insgemein glaubt man, ihr Herrn exerzirt nur Tag für Tag. —

Winterfeld (verbeugt sich). Euer Excellenz sind viel zu gütig. Einige Nebenstunden täglich, — und ich muß noch bitten, darstellen zu dürfen, wie eine Handelsperre gegen unsre Gränzen verfügt, Nachtheile zur Folge haben, Conkurrenz und freie Ein- und Ausfuhr hingegen den Unterthanen beider Reiche wohlthätig sein müßte. Wir nähmen

dann russische Güter in Menge zum eignen Verbrauch und Transito.

Gräfin. Lieber Gemahl, ich dächte, sie trügen das gelegentlich dem Kaiser vor.

Winterfeld. Eben das hoffe ich, da Seine Majestät mich wohl nur einige Augenblicke sprechen, sonst ich nicht ermangeln würde, Höchstihnen das auch devot und freimüthig ans Herz zu legen. (geht mit leichter Galanterie zu den Damen). Erlauben Ihro Excellenz mir auch, zu versichern, daß alle Seidenzeuge, Flore, points, Coeffüren, de toute façon, Broderien, Parfümerien in Berlin so gut zu haben sind, als zu Paris in der Straße St. Honoré. Die russischen Kaufleute dürfen nur unsere Messen beziehen, da finden sie Alles, und die Seefahrer aus Stettin und Königsberg werden es auch gern nach den hiesigen Häfen bringen. Die Tante Malzahn hat sich die Freiheit genommen, zwei Mantillen von Goldstoff ergebenst zu übermachen. (geht an die Mittelthür und nimmt sie einem Bedienten schnell ab). Sie sind im neusten Geschmack, drappiren vortrefflich.

Wenn ich noch dem Glück, sie zu überbringen, mich auch noch erdreisten dürfte — (hängt der Gräfin eine um).

Julie. Die haben wir am Hofe noch nicht.

Gräfin. (tritt vergnügt an den Spiegel). Mein lieber Winterfeld — mein lieber Vetter, ich danke sehr.

Winterfeld. Ich muß die Toilette der Grazien vollenden, ob ich schon dabei zage. (hängt Julien die andre um). Ach Gräfin, das Gold ist schnell bleich geworden. Es theilt das Loos ihrer Juwelen.

Graf. Da haben wir nun den Courtisan, ha ha ha!

Julie. (tritt neben die Mutter zum Spiegel).

Neunter Auftritt.

Adjudant. Vorige.

Adjudant. Seine Majestät der Kaiser wollen den preußischen Offizier und seine Leute gleich sehn, erheben sich schon zum Paradeplatz.

Winterfeld (schnell wieder im militärischen Ton). Befehlen Euer Excellenz, daß ich abmarschire.

Graf. Es ist nah, ich folge. Adjudant, weis' er den Vetter zurecht.

Winterfeld (nach einer Verbeugung gegen die Damen, mit dem Adjudanten ab).

Graf. Der Vetter aus Potsdam nimmt für sich ein.

Gräfin (noch am Spiegel). Er enchantirt mich.

Julie (eben so). Wie verläumdet man die preußischen Offiziere. Sollen nicht Damen unterhalten können, von nichts als rothen Binden und Stiefeletten sprechen. Er hat ja eine tournure, daß er Hofmarschall der Kaiserin werden könnte.

Graf. Und spricht auch ernst wie ein gründlich gelehrter Mann. Bei dem Allen nur Lieutenant. Wenn er doch in unsere Dienste ginge, eine schnelle Beförderung könnte ihm nicht fehlen.

Julie (schnell umblickend). O ja, mon cher

père, reden sie ihm zu, empfehlen sie ihn dem Kaiser.

Graf. Ich komme nun wohl vor Tafel nicht zurück. Es wird auch für sie Zeit, Gräfin. (ab).

Gräfin (geht vom Spiegel weg). Ueber den lieben Vetter aus Potsdam hätt' ich das bald vergessen.

Julie. Ob er auch bei Hofe seyn wird? Ach nein! Wär er nur wenigstens Stabsoffizier, könnte er doch präsentirt werden. Ich wollte es selbst bei der Kaiserin thun.

Gräfin. Mit der Mantille fahr ich nach Hofe. (geht nach der Seite ab).

Julie. Ich auch, ich auch, das versteht sich. (folgt der Mutter).

Zweite

Zweite Scene.

Nachdem Bediente schnell Ottomanne und Tisch weggeräumten, verändert sich das Theater in einen

großen Platz

wo man umher bauen sieht. (Könnte etwas Wirkliches von St. Petersburg durch Stückstücke im Prospekt dargestellt werden, etwa der Admiralitätsthurm, die Alexander-Newski-Kirche, um so besser. Es gibt Kupferstiche davon).

Zehnter Auftritt.

(Im Hintergrunde gehen viele Menschen in russischen und andern Kleidertrachten vom Jahre 1721. Zwei Offiziere treten im Gespräch gegen das Proscenium vor).

Erster Offizier. Die Preußen sind also da. Wird ein anderes Exerzitium und manche Neuerung geben. Damit wird man denn geplagt.

Zweiter. Freilich.

Erster. Und wozu das? Wir schlugen unsere Feinde sonst auch. Türken und Tataren, Perser und Mongolen, Schweden und Polen haben es gefühlt.

Zweiter. Weil andere Nationen aber vorschreiten, müssen wir doch auch der Zeit folgen. Und gesellt weise Kriegskunst sich noch zur Tapferkeit, hat sie nur halbe Mühe.

Erster. Die Subordination will man auch nach preußischer Sitte einrichten. Wird strenge zugehn.

Zweiter. Nun, Ordnung ist einmal nöthig. Welchen Unfug trieben die Strelitzen, da sie noch kein Gesetz zügelte. Und weiß der Soldat, wie er Gehorsam und Dienstpflicht üben soll, kann er sie auch leicht vollziehn. Man gewöhnt sich daran, und befindet sich besser, als bei unregelmäßiger Willkühr.

Erster. Seine Majestät kommen schon und zu Fuß. Sind noch früher da als die Preußen. Muß ihnen doch viel daran liegen.

Zweiter. Da kommen die Preußen nun auch.

Erster. Der Feldmarschall voran. Eine Menge von Generalen und andern Offiziren mit ihm. Bei Seiner Majestät ist nur ein Adjudant.

Zweiter. Gehn Sie doch oft ganz allein.

Erster. Wir müssen nur aus dem Wege. (treten zum Hintergrunde).

Eilfter Auftritt.

Feldmarschall Graf Münnich mit großem Gefolge, mehreren Kosaken und Ordonanzen. Vorige.

Graf. Ordonanzen, laßt Platz machen.

Ordonanzen. Platz, Platz! (drängen die zuströmenden Neugierigen von der Mitte).

Graf. (und seine Begleiter nehmen die Hüte ab, und verbeugen sich ehrerbietig nach der anderen Seite, den Kaiser erwartend).

Volk (ruft laut). Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Zwölfter Auftritt.

Adjudant des Kaisers vorauseilend. Vorige. Dann Kaiser Peter der Große.

Adjudant. (gegen die Menge, im Hintergrund). Stille! Seine Kaiserliche Majestät befehlen Stille!

Volk (schweigt).

Kaiser (tritt auf im grünen einfachen Uniformüberrock, den Degen darüber, Stiefeln und Sporn, einen ungallonirten zweikrempigen deutschen Hut. NB. Er muß hier um vieles älter vorgestellt werden, als im Mädchen von Marienburg. Auch weniger regsam, und in einer abgemessenern Grandezza, das ergeben die Geschichtsmerkmale so. Er nahm seit kurzem den Kaisertitel an. Ein wenig französirend muß seine — übrigens gravitätische — Haltung auch seyn, die Fürsten jener Zeit nahmen sie an. — Er grüßt den Hut ein wenig ziehend). — Guten Morgen Münnich! die Preußen sind zeitig da.

Graf. Der Offizier hat sich beeilt, vor Eurer Kaiserlichen Majestät zu erscheinen.

Kaiser. Setzt auf! Setzt auf!

Graf (bedeckt nach einer tiefen Verbeugung das Haupt, die Uebrigen nicht).

Kaiser (tritt an die linke Seite, — vom Parterre gerechnet — Münnich ihm links etwas zurück, die Uebrigen treten hinter sie. Was in der Vertiefung steht, behält die Hüte und Mützen ab. Es herrscht eine tiefe Stille).

Dreizehnter Auftritt.

Lieutenant von Winterfeld. Die zwölf Unteroffiziere. Vorige.

Winterfeld (das Sponton in der rechten Hand, flach niederhängend, marschirt links an der Spitze.

Die Unteroffiziere tragen die Kurzgewehre an den linken Schultern, treten Einer hinter dem Andern im pünktlichsten Gleichschritt, auf. Sie tragen die alte Grenadiergarde-Montur und weiße Stiefeletten, auch Tornister. Alles ist übereinstimmend, sauber, spiegelblank u. s. w. Das gepuderte Haar wohlfrisirt und in einem langen Zopf. u. s. w).

Winterfeld (läßt sie bis auf die Mitte treten, daß man alle Zwölfe übersieht, dann befiehlt er laut). Halt! (sie stehen plötzlich fest). Front! (sie werfen sich halb links herum, daß sie zum Parterre sich wenden).

Winterfeld (geht schnell hinan, richtet die Linie, nimmt dann sein Sponton mit drei Griffen hoch in den rechten Arm, zieht mit der linken Hand den Hut, welchen er hinter dem Degen herab hängen läßt, geht nun grade und steif, doch leichtern Anstands dabei zum Kaiser). Eurer Kaiserlichen Majestät melde ich allerunthertänigst, daß ich laut Ordre meines Königs hier die Unteroffiziere bringe, die Eure Kaiserliche Majestät befohlen haben.

Kaiser (dankt mit dem Hut ein wenig). Wir sind Seiner Majestät redevable. (Geht an die Unteroffiziere hin. Winterfeld folgt, einige Schritte hinter ihm, die Uebrigen an ihrem Platz).

Kaiser. Schön Volk — tüchtig Volk. (geht vor, sie zu übersehen). Wie aus einer Form gegossen. — Münnich, sorge, daß es bei unsern Armeen auch dahin kömmt.

Graf (zieht den Hut und verbeugt sich).

Kaiser. Offizier, wie viele Rekruten wird Jeder exerziren können?

Winterfeld. Euer Majestät, funfzig auf einmal.

Kaiser. Gut! Wie wird es mit der russischen Sprache gehn?

Winterfeld. Einige sind ihrer mächtig, Andere der polnischen, die Uebrigen offne Köpfe, begreifen bald, lernten schon manches unterwegs. Ich habe mich erdreistet, ein preußisches Manualreglement aufzusetzen, und ins Russische übertragen zu lassen. (nimmt es heraus).

Kaiser. Wo? (nimmt es und sieht hinein). Gut — uns lieb. — Da, Münnich! (giebt es ihm). Wie heißt ihr, Offizier?

Winterfeld. Winterfeld.

Kaiser. Ihr seid auch über ein langes Winterfeld gekommen. Hat euch nicht tüchtig gefroren in Rußland?

Winterfeld. Weil unsre Herzen so glühten, den großen Kaiser zu sehn, vermochten Schnee und Kälte nichts über uns.

Kaiser. Laßt doch einige Handgriffe machen.

Winterfeld. (setzt den Hut auf und nimmt das Sponton beim Fuß).

Kaiser. Münnich — kein übler junger Mensch.

Winterfeld (befiehlt, laut). Gebt Achtung!

Der Flügelunteroffizier (springt zwei Schritte vor).

Winterfeld. Kurzgewehr beim Fuß! — Kurzgewehr auf die Schulter! — Kurzgewehr beim Fuß! — Streckt das Kurzgewehr! (nimmt das Sponton hoch, und den Hut ab). Das geschieht vor Eurer Kaiserlichen Majestät, vor unsern Feinden aber nicht.

Kaiser (lächelt, auf Münnich sehend).

Winterfeld (setzt wieder den Hut auf, und nimmt das Sponton beim Fuß). Kurzgewehr auf! — Kurzgewehr auf die Schulter! (Alle Griffe werden mit der größten Pünktlichkeit vollzogen. *)

*) Wenn das Vorspiel in Berlin gegeben werden sollte, würde der Verfasser gern dem Schauspieler und den Statisten alle Griffe u. s. w. genau zeigen. Denn Pünktlichkeit wäre da nöthig.



Kaiser. Münnich, laß Jedem hundert Rubel geben. — Ihr Preußen, seid ihr auch gern nach Rußland gekommen?

Alle Unteroffiziere (zugleich). Ja, Ihre Majestät!

Kaiser. Habt ihr Weiber?

Alle. Nein, Ihre Majestät!

Kaiser. Ihr könnt euch hier verheirathen, den großen Stamm fortsetzen. Habt ihr Lust dazu?

Alle. Ja, Ihre Majestät!

Kaiser. Ha ha ha! Münnich, laß sie in eine Kaserne bringen. Ein paar Tage Ruhe, dann ans Exerzieren.

Graf. Adjudant! (winkt ihm).

Des Grafen Adjudant. Links um! Marsch! (geht mit ihnen ab).

Winterfeld. (giebt sein Sponton einer Ordonanz, nimmt den Hut wieder ab, und kömmt vor).

Kaiser. Wir danken euch vor der Hand. Was seid ihr?

Winterfeld. Schon Secondelieutenant.

Kaiser. Erst?

Winterfeld. Euer Majestät, unsre

Fähnriche haben den Fehler, daß sie schon etwas stolz auf ihre Charge sind.

Kaiser. Münnich, mache daß unsere den Fehler auch bekommen. — O wir kennen unsers guten Bruders Friedrich Wilhelm Armee. Seine Majestät sind doch wohl auf?

Winterfeld. Zur hohen Freude Ihrer Unterthanen.

Kaiser. Wir kennen auch den Fürsten Leopold. Ein wackrer Kriegsheld. Wir waren in Berlin.

Winterfeld. Schon als Knabe bewunderte ich den erhabnen Helden von Pultawa und Azow.

Kaiser. Schmeichelt nicht! Wir lieben das nicht. Gefällt euch St. Petersburg?

Winterfeld. Kein Wunder, daß unter Eurer Majestät Schwerdt die Völker fallen, besiegen Höchstdieselben doch die Natur.

Kaiser (lächelnd). Münnich, er weiß zu sprechen.

Winterfeld. Allerunterthänigst bitt ich um Verzeihung! Ich würde nicht einmal zu sagen wissen, ob das Denkmal jener cäsari-

schen Eroberungen, oder dies neue Alexandria Euer Majestät unsterblicher machen wird.

Kaiser (zu Münnich). Wir hörten ihn gern, wenn er nur nicht schmeichelte.

Graf. Ich muß ihn da vertreten, Euer Majestät! Er sagt nur Wahrheiten.

Kaiser. Er muß was gelernt haben.

Graf. Ich bin auch weitläuftig mit ihm verwandt.

Kaiser. So? Hört Winterfeld, ihr sollt bei mir speisen. Kommt gleich mit. (zu den Uebrigen). Daß ihrs wißt, Messieurs, einen jungen Militär von Application ziehen wir zur Tafel, und mag er auch nur Lieutenant seyn. Seht auf, wir befehlen es. (Geht ab, von Münnich und Winterfeld zunächst begleitet. Die andern Offiziere gehn nach).

Einer aus dem Volk. Rufen wir Vivat?

Ein Anderer. Wir sollen ja nicht.

Noch ein Anderer. Doch stille nach, müssen den Kaiser noch sehn. (sie strömen nach, bis auf die zwei Offiziere von vorhin).

Vierzehnter Auftritt.

Die beiden Offiziere.

Erster. Ei, die Preußen gefallen mir doch. Das hat ein Ansehn.

Zweiter. Und die nützliche Ordnung daneben. Sie haben manche gute Erfindung im Kriegswesen gemacht. Da ist der Gleichschritt. Mit ihm gehn alle Mannöver besser von statten. Und der eiserne Ladestock. Da kann man noch einmal so geschwind feuern, und schießt man doppelt so viel Kugeln ab, müssen auch doppelt so viel Feinde liegen.

Erster. Es soll bei uns auch so eingeführt werden.

Zweiter. Gut, gut!

Erster. Und die preußische Cavallerie bleibt im vollen Gallop in Linie.

Zweiter. Gut in dichte Janitscharenhaufen zu dringen. (Beide nach der andern Seite ab).

Dritte Scene.

Vorgemach im Kaiserlichen Pallast.

Funfzehnter Auftritt.

Cämmerier und Hoffourier treten auf. Dann zwei reichgekleidete Pagen.

Hoffourier. Man wird nun wohl bald zur Tafel kommen. Der Hofmarschall und die Kammerherrn sind schon da. Wo bleiben die Pagen? Meine Herren, an die Mittelthür. Sie wurden schon gerufen.

Zwei Pagen (treten auf und dorthin).

Cämmerier. Seine Majestät waren heute früh unpäßlich und übler Laune, sollen aber auf dem Paradeplatz erheitert worden seyn.

Hoffourier. Die Preußen sind auch reich beschenkt wie man sagt.

Cämmerier. Da kömmt schon die Gräfin Münnich.

Hoffourier. Ihre Tochter, die Hofdame, auch.

Sechszehnter Auftritt.

Gräfin Münnich. Gräfin Julie. Vorige.

Beide Damen (tragen über die Staatskleider jene Mantillen von drap d'or, grüßen die sich tief verbeugenden Männer obenhin, und gehen in die Mittelthür, welche die Pagen ihnen öffnen).

Cämmerier. Die Gräfin Münnich bekam heute einen Zobel.

Hoffourier. Das Haus steigt immer höher. Man spricht auch von einer vornehmen Heirath der jungen Gräfin, die Seiner Majestät der Kaiser selbst stiften will.

Siebzehnter Auftritt.

Adjudant des Kaisers. Vorige.

Adjudant (nach einem leichten Gruß). Der Kaiser will in seinem Kabinet speisen, mit dem Feldmarschall, noch zwei Generalen und dem preußischen Offizier. Alles Uebrige kömmt an die Marschallstafel. Gräfin Münnich speis't bei der Kaiserin.

Hoffourier (zum Cämmerier). Der Offizier im Kabinet? Soll ja nur Lieutenant seyn. Wir haben ja einen höheren Rang. (geht in die Mittelthür).

Cämmerier. Ei, ei!

Adjudant. Der junge Mensch hat Seine Majestät für sich eingenommen, wie es noch kein Beispiel gab. (geht in die Mittelthür).

Cämmerier. Ei, ei! (folgt auch).

Ein Page. Da kömmt der Kaiser.

Achtzehnter Auftritt.

Der Kaiser. Graf Münnich. Lieutenant von Winterfeld. Das übrige Gefolge.

Kaiser. Nur voran, Messieurs! Wir wollen hier noch ein Wort mit dem Preußen sprechen.

Graf (und die Uebrigen treten nach tiefen Verbeugungen in die Mittelthüre).

Kaiser (da sie hinaus sind). Was ihr unterweges sagtet, hat unsre Approbation. Ihr sprecht für euer Staatsinteresse;

und das ist an treuen Unterthanen zu loben. Wir sind auch gesonnen, mit dem Hause Preußen nach wie vor im guten wechselseitigen Vernehmen zu stehn, und wollten Seiner Majestät, durch unsern in Berlin residirenden Minister Notificationen machen lassen.

Winterfeld (verbeugt sich sehr tief).

Kaiser. Doch nimmt uns Wunder, daß ihr, ein junger Mensch von ingenium und mancherlei Wissenschaft, nur Lieutenant seyd.

Winterfeld. Eure Kaiserliche Majestät geruhen mich viel zu gnädig zu beurtheilen.

Kaiser. Nein! Und ihr seyd auf dem rechten Weg. Mancher denkt, ingenium überhebe der Theorie, das ist nicht wahr, oder es wird nicht viel daraus. Wir meinen auch daß uns Gott einiges ingenium ertheilt habe, demungeachtet haben wir es nicht verschmäht, in unserer Jugend selbst die Werkstätte des Zimmermanns zu besuchen, und im Heer wie auf der Flotte von unten auf zu dienen.

Wir mußten tausend Dinge selbst kennen, da wir ein großes Volk aus Barbarei und Unwissenheit zu Cultur und Civilisation hinan bringen wollten. Nun hoffen wir aber auch unsern Nachfolgern Kron und Reich dergestalt zu hinterlassen, daß keine Macht der Welt ihre Festigkeit erschüttern kann. Und sollte es ja dereinst ein Feind wagen, ins Herz von Rußland zu dringen, wird er sich nur unter den Trümmern seiner Verwegenheit begraben.

Winterfeld. O daß Preußen diesen erhabnen Nachfolgern dann treu zur Seite stehn dürfte, solchen Feind zu bestrafen!

Kaiser. Doch wieder von euch, junger Mensch. Ihr seyd wie le Fort, dem konnte man auch allerhand vertrauen in Kriegsvaleur und Diplomatik, Fortifikation und Hafenbau, Manufactureinrichtung und Handel. Darum proponiren wir euch in unsere Dienste zu treten. Seine Majestät wird euch unserer Bitte nicht abschlagen. Ihr seyd mit den Münnichs verwandt, es kann euch also hier schon gefallen. Ihr sollt Major seyn, und,

und, nach zu verhoffendem weitern Diensteifer bald avanziren.

Winterfeld (sehr bestürzt). Allergnädigster Kaiser — diese Herablassung — dies unverdients huldreiche Anerbieten — diese milde Gnade drücken mich zu Boden. —

Kaiser (verwundert). Wie?

Winterfeld (schnell). Alliren sich Eure Majestät mit Preußen und nehmen Hülfsvölker; mein Blut will ich freudig für den größten Monarchen verspritzen, aber — ich kann meinem Vaterlande nicht untreu seyn, nicht es meiden.

Kaiser (sieht ihn einige Zeit an, und geht schweigend durch die Mittelthüre ab).

Winterfeld (außer sich). O Himmel das kostete mir einen schweren Selbstkampf. Schon Major — vielleicht in Jahr und Tag Oberst — dann bin ich bei uns noch nicht Premierlieutenant. — Aber ich gehöre zu einem alten märkischen Geschlecht, der König, der Kronprinz erzeigten mir so viele Gnade — ich muß die Eigensucht bändigen, und nur in Pflicht den Ehrgeiz stillen. Gott — ich ver-

stand des Kaisers letzte Worte nicht. Oder schwieg er? Ob er zürnen mag? Ob ich folgen darf?

Neunzehnter Auftritt.

Gräfin Julie. Winterfeld.

Julie. Herr von Winterfeld, Ihre Majestät die Kaiserin wollen sie sehn. Ich werde sie vorstellen.

Winterfeld. Verschieben sie es noch, ich bin zu unruhig, nicht gefaßt.

Julie. Sie? das sollte man kaum glauben. Was macht sie denn so unruhig?

Winterfeld. Ich weiß nicht, meine schöne Gräfin, meine gnädige Gräfin will ich sagen — ob des Kaisers Gnade — sein Zorn — oder ihre unvermuthete Erscheinung. Ach ich glaube das letzte, weil es in meinem Gemüth ohnehin schon so stürmend wogte.

Julie. Nun — sammeln sie sich. Es ist noch einige Zeit. Zwei polnische Fürstinnen haben erst Audienz.

Winterfeld. Sie dürfen mich doch

nicht vorstellen, sonst komm ich nicht zur Fassung, oder verliere sie zur Stelle wieder. Eine andere Dame!

Julie. Die Oberhofmeisterin ist krank, darum muß ich —.

Winterfeld. Eine andere Dame.

Julie. (tritt zurück). Doch seltsam. —

Winterfeld. Gott, wenn sie mißdeuten könnten! (ergreift ihre Hand). So bin ich schuldig; mein Räthsel zu lösen, auf jede Gefahr. Schon diesen Morgen, bei ihrem ersten Anblick, glimmte in mir eine nieempfundene Unruhe, und schlägt nun in helle Flammen. (läßt ihre Hand los). Sie staunen, daß ich das der Tochter Münnichs sage, um deren Hand sich Fürsten preisen würden. Nun Gräfin, Kühnheit ist uns einmal eigen, unser Sinnbild ein Adler der zur Sonne fliegt, dafür bekenne ich Ihro Gnaden auch, was uns Preußen so schwer zu bekennen wird: daß ich besiegt, überwunden, gefangen bin, daß sie mein Herz auf ewig erobert haben.

Julie (sehr verlegen). Für einen Scherz wahrlich zu kühn, lieber Vetter. —

Winterfeld. Ach, ich war nie so ernst, so fromm — und stand nie der Verzweiflung so nah. (sehr weich und gerührt). Denn indem ich es wagte, zu dem hohen Licht ihrer Schönheit aufzublicken, las ich dort einige Hoffnung — ihre Hand würde von ihnen zu erflehen seyn, sie würden dem Glück zu lieben das Glück zu glänzen nachstellen, diese Wangen eben so gern die Rosen und Lilien in Potsdam beschämen, wie diese Augen die Juwelen am Kaiserhof. — Doch — ihr Vater, ihre Mutter sind stolz. —

Julie. Nein, müssen nur die Verhältnisse achten. Man sagt aber drinnen, sie hätten die angebotenen Dienste abgelehnt, nützen sie des Kaisers seltne Gnade, vielleicht — o was sprach ich da — !

Winterfeld. Den Himmel über mich!

Julie. Ich darf nicht länger das hören! (schnell ab in die Mittelthüre).

Winterfeld. Aber komm ich denn gar nicht wieder zur Geistesgegenwart! Welch ein Patriotismus zugleich, wenn ich die Gräfin heirathete. Wünschte der König etwas vom ruf-

sischen Kabinet, schrieb ich dem mächtigen Schwiegervater — doch wie soll ich gegen diese Hindernisse kämpfen. Wie? Nun, wie anders als muthig.

Zwanzigster Auftritt.

Der Kaiser. Vorige.

Kaiser. Wo bleibt ihr? Fürchtet ihr Ungnade? Nein, wir können das nicht mißbilligen.

Winterfeld (nach einer Verbeugung, vor sich). Nun ich den großen Kaiser sehe, gehöre ich mir wieder an.

Kaiser. Doch solltet ihr euch noch besinnen, was hofft ihr von dem langen Wege der Anciennetät? Was habt ihr da für ein Ziel?

Winterfeld. Euer Majestät Fragen sind zugleich Befehle: treuer Wahrheit nach zu antworten. Unsers Kronprinzen Königliche Hoheit, die, obwohl noch sehr jung, voll sublimer Ideen sind, geruhten mir einmal zu sagen: Wenn sie zur Regierung kä-

men, wollten sie tapferen Generalen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin Statuen errichten lassen. Das fiel mir wie ein Feuerstrahl ins Herz. So oft ich nun den Platz sehe, denk ich, hieher will ich, mags auch nach funfzig Jahren seyn. Dies ist mein Ziel, allergnädigster Monarch, wenn auch nur im Traume des Ehrgeitzes umfangen.

Kaiser. Und wir prophezeien, ihr werdet es erringen. Doch — weil ihr so denkt, sollt ihr nicht ohne Gnadenbezeugung von unserm Thron gehn. Nennt einen billigen Wunsch, er sey gewährt.

Winterfeld (schnell und feurig). O mein erhabner Kaiser, ich hege einen, der Eure Majestät nur zwei Worte kosten würde.

Kaiser. Nun.

Winterfeld. Mein Schicksal wollte daß ich jähling in St. Petersburg — Liebe empfinden mußte.

Kaiser. Aha! Brachtet zwölf schöne Soldaten, und wollt dafür ein schönes Mädchen aus Rußland führen. Darin mengen wir uns nicht. Seht selbst dazu. Ihr seyd

nicht der Mann, den unsre Schönen Grausamkeit fürchten lassen. (will gehn).

Winterfeld. Meine Geliebte ist nicht grausam, die Beziehungen treten aber so mächtig gegen mich auf, daß nur Euer Majestät huldreiche Fürsprache —

Kaiser. Und wer ist die Venus des jungen Mars?

Winterfeld. Euer Majestät Feldmarschalls Tochter.

Kaiser. Ei — der Lieutenant will hoch hinaus.

Winterfeld (kleinlaut). Ach, das muß ich freilich gestehn.

Kaiser. Mit dem Mädchen haben wir selbst einen Plan. Es giebt da zuweilen politische Absichten, Verbindungen der Häuser —

Winterfeld. Wenn Euer Majestät allergnädigst erlauben, wär es auch Politik, sie nach Preußen zu verheirathen.

Kaiser. Diesmal sprecht ihr unbesonnen, doch sieht man der Liebe schon etwas nach. Nun hört. Nicht gern spoliren wir Seiner Majestät einen Offizier von euern

Meriten, wollen ihnen jedoch anderweitig gefällig seyn. Wir erneuern den Vorschlag: seyd Oberst und empfangt das Fürwort.

Winterfeld (nach einer kurzen Pause traurig seufzend). Lassen mich Eure Majestät scheiden. (verbeugt sich tief). Die Erinnerung an so überschwengliche Gnade wird mein Unglück trösten. (will sich entfernen).

Kaiser! Bleibt! Ihr könntet? Aecht ritterlich, auch um Pflicht der Liebe entsagen.

Winterfeld. Vielleicht wird das Herz um so stärker, wenn es brach. Johanniter und Tempelherren bezwangen sich erst selbst, dann wurden sie unüberwindlich.

Kaiser. Die Kreuzzüge sind vorüber, auch meistens jene Kraft. Wer sie noch zeigt, verdient Lohn. (zu einem Pagen) Die junge Gräfin Münnich.

Page (ab).

Winterfeld. O Gott!

Kaiser. Doch zwingen kann man sie nicht, muß doch erst fragen.

Winterfeld. Ich fürchte nicht, Zwang werde Noth thun, allerhöchster Monarch!

Einundzwanzigster Auftritt.

Gräfin Julie. Vorige.

Julie. Was befehlen Eure Kaiserliche Majestät?

Kaiser. Tritt hieher. Nahe. Bist du dem jungen Preußen gewogen?

Julie. (schweigt).

Kaiser. Aha! (zum Pagen). Den Feldmarschall und die Gräfin.

Page (ab).

Kaiser. Doch prüfe das Herz zuvor. Liebst du ihn genug, hier alle winkenden Ansprüche und Fortune zu vergessen, mit ihm in die Heimath zu ziehn?

Julie. (schweigt).

Kaiser. Aha! Die Mädchen haben eine eigne Art stumm zu antworten.

Winterfeld. O Gräfin, eine Durchlaucht geben sie vielleicht hier auf; doch leb ich, versprech ich ihnen, daß sie es neben mir wenigstens zur Excellenz bringen sollen.

Letzter Auftritt.

Graf Münnich. Gräfin. Vorige.

Kaiser. Münnich — Gräfin — die Kleine will eine preußische Offizierdame werden.

Graf und Gräfin (treten betroffen zurück).

Kaiser. Was ist zu thun. Lieben die Mädchen einmal, und es geht nur an, bleiben ein Segenspruch und ein gerufener Priester das Beste.

Graf. Euer Majestät Wünsche sind Befehle.

Gräfin. Sie ist die Ihrige, Vetter!

Kaiser. Und wie dies Band geknüpft wird, werden unsre Nachfolger auf dem Thron in unserm Sinne handeln, wenn sie machen, daß sich die russische und preußische Nation lieben.

Winterfeld (niederknieend). Gestatten Eure Majestät, daß ich dankgerührt, und im Namen aller Preußen dieser und später Zeiten rufen darf: Hoch lebe Rußlands großer Kaiser!

Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau.

Erzählung

von

L. Achim von Arnim.

Graf Dürande, der gute alte Kommandant von Marseille, saß einsam frierend an einem kalt stürmenden Oktoberabende bei dem schlecht eingerichteten Kamine seiner prachtvollen Kommandantenwohnung und rückte immer näher und näher zum Feuer, während die Kutschen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten, und sein Kammerdiener Basset, der zugleich sein liebster Gesellschafter war, im Vorzimmer heftig schnarchte. Auch im südlichen Frankreich ist es nicht immer warm, dachte der alte Herr, und schüttelte mit dem Kopfe, die

Menschen bleiben auch da nicht immer jung, aber die lebhafte gesellige Bewegung nimmt so wenig Rücksicht auf das Alter, wie die Baukunst auf den Winter. Was sollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des siebenjährigen Krieges) die Besatzung von Marseille und seiner Forts ausmachten, mit seinem hölzernen Beine auf dem Balle, nicht einmal die Lieutenants seines Regiments waren zum Tanze zu brauchen. Hier am Kamine schien ihm dagegen sein hölzernes Bein höchst brauchbar, weil er den Basset nicht wecken mochte, um den Vorrath grüner Olivenäste, den er sich zur Seite hatte hinlegen lassen, allmählig in die Flamme zu schieben. Ein solches Feuer hat großen Reiz; die knisternde Flamme ist mit dem grünen Laube wie durchflochten, halbbrennend, halbgrünend erscheinen die Blätter wie verliebte Herzen. Auch der alte Herr dachte dabei an Jugendglanz und vertiefte sich in den Constructionen jener Feuerwerke, die er sonst schon für den Hof angeordnet hatte und speculirte auf neue, noch mannig=

fachere Farbenstrahlen und Drehungen, durch welche er am Geburttage des Königs die Marseiller überraschen wollte. Es sah nun leerer in seinem Kopfe als auf dem Balle aus. Aber in der Freude des Gelingens, wie er schon alles strahlen, sausen, prosseln, dann wieder alles in stiller Größe leuchten sah, hatte er immer mehr Olivenäste ins Feuer geschoben und nicht bemerkt, daß sein hölzernes Bein Feuer gefangen hatte und schon um ein Drittheil abgebrannt war. Erst jetzt, als er aufspringen wollte, weil der große Schluß, das Aufsteigen von tausend Raketen seine Einbildungskraft beflügelte und entflammte, bemerkte er, indem er auf seinen Polsterstuhl zurück sank, daß sein hölzernes Bein verkürzt sey und daß der Rest auch noch in besorglichen Flammen stehe. In der Noth, nicht gleich aufkommen zu können, rückte er seinen Stuhl wie einen Piekschlitten mit dem flammenden Beine bis in die Mitte des Zimmers, rief seinen Diener und dann nach Wasser. Mit eifrigem Bemühen sprang ihm in diesem Augenblicke

eine Frau zu Hülfe, die in das Zimmer eingelassen, lange durch ein bescheidnes Husten die Aufmerksamkeit des Kommandanten auf sich zu ziehen gesucht hatte, doch ohne Erfolg. Sie suchte das Feuer mit ihrer Schürze zu löschen, aber die glühende Kohle des Beins setzte die Schürze in Flammen und der Kommandant schrie nun in wirklicher Noth nach Hülfe, nach Leuten. Bald drangen diese von der Gasse herein, auch Basset war erwacht; der brennende Fuß, die brennende Schürze brachte alle ins Lachen, doch mit dem ersten Wassereimer, den Basset aus der Küche holte, war alles gelöscht und die Leute empfahlen sich. Die arme Frau triefte vom Wasser, sie konnte sich nicht gleich vom Schrecken erholen, der Kommandant ließ ihr seinen warmen Rockelor umhängen, und ein Glas starken Wein reichen. Die Frau wollte aber nichts nehmen und schluchzte nur über ihr Unglück und bat den Kommandanten: mit ihm einige Worte ins Geheim zu sprechen. So schickte er seinen nachläßigen Diener fort und setzte

sich sorgsam in ihre Nähe. Ach, mein Mann, sagte sie in einem fremden deutschen Dialeckte des Französischen, mein Mann kommt von Sinnen, wenn er die Geschichte hört; ach, mein armer Mann, da spielt ihm der Teufel sicher wieder einen Streich! Der Kommandant fragte nach dem Manne und die Frau sagte ihm: daß sie eben wegen dieses ihres lieben Mannes zu ihm gekommen, ihm einen Brief des Obersten vom Regiment Pikardie zu überbringen. Der Oberste setzte die Brille auf, erkannte das Wappen seines Freundes und durchlief das Schreiben, dann sagte er: Also Sie sind jene Rosalie, eine geborne Demoiselle Lilie aus Leipzig, die den Sergeanten Francoeur geheirathet hat, als er am Kopf verwundet in Leipzig gefangen lag? Erzählen sie, das ist eine seltne Liebe! Was waren ihre Eltern, legten die ihnen kein Hinderniß in den Weg? Und was hat denn ihr Mann für scherzhafte Grillen als Folge seiner Kopfwunde behalten, die ihn zum Felddienste untauglich machen, obgleich er als der bravste und geschickteste Sergeant, als die Seele des Re-

giments geachtet wurde? Gnädiger Herr, antwortete die Frau mit neuer Betrübniß, meine Liebe trägt die Schuld von allem dem Unglück, ich habe meinen Mann unglücklich gemacht und nicht jene Wunde; meine Liebe hat den Teufel in ihn gebracht und plagt ihn und verwirrt seine Sinne. Statt mit den Soldaten zu exercieren, fängt er zuweilen an, ihnen ungeheure, ihm vom Teufel eingegebene Sprünge vor zu machen, und verlangt; daß sie ihm diese nach machen: oder er schneidet ihnen Gesichter, daß ihnen der Schreck in alle Glieder fährt, und verlangt, daß sie sich dabei nicht rühren noch regen und neulich, was endlich dem Fasse den Boden ausschlug, warf er den kommandirenden General, der in einer Affäre den Rückzug des Regiments befahl, vom Pferde, setzte sich darauf und nahm mit dem Regimente die Batterie fort. — Ein Teufelskerl, rief der Kommandant, wenn doch so ein Teufel in alle unsre kommandirende Generale führe, so hätten wir kein zweites Roßbach zu fürchten, ist ihre Liebe solche

Teufels-

Teufelsfabrik, so wünschte ich: sie liebten unsre ganze Armee. — Leider im Fluche meiner Mutter, seufzte die Frau. Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Meine Mutter sah viele Männer bei sich, denen ich aufwarten mußte, das war meine einzige Arbeit. Ich war träumerig und achtete gar nicht der freundlichen Reden dieser Männer, meine Mutter schützte mich gegen ihre Zudringlichkeit. Der Krieg hatte diese Herren meist zerstreut, die meine Mutter besuchten und bei ihr Hazardspiele heimlich spielten; wir lebten zu ihrem Aerger sehr einsam. Freund und Feind waren ihr darum gleich verhaßt, ich durfte keinem eine Gabe bringen, der verwundet oder hungrig vor dem Hause vorüberging. Das that mir sehr leid und einstmals war ich ganz allein und besorgte unser Mittagsessen, als viele Wagen mit Verwundeten vorüberzogen, die ich an der Sprache für Franzosen erkannte, die von den Preußen gefangen worden. Immer wollte ich mit dem fertigen Essen zu jenen hinunter, doch ich fürchtete die Mut-

ter, als ich aber Francoeur mit verbündenem Kopfe auf dem letzten Wagen liegen gesehen, da weiß ich nicht wie mir geschah; die Mutter war vergessen, ich nahm Suppe und Löffel, und, ohne unsre Wohnung abzuschließen, eilte ich dem Wagen nach in die Pleißenburg. Ich fand ihn; er war schon abgestiegen, dreist redete ich die Aufseher an, und wußte dem Verwundeten gleich das beste Strohlager zu erflehen. Und als er darauf gelegt, welche Seligkeit, dem Nothleidenden die warme Suppe zu reichen! Er wurde munter in den Augen und schwor mir, daß ich einen Heiligenschein um meinen Kopf trage. Ich antwortete ihm, daß sei meine Haube, die sich im eiligen Bemühen um ihn aufgeschlagen. Er sagte: der Heiligenschein komme aus meinen Augen! Ach, das Wort konnte ich gar nicht vergessen, und hätte er mein Herz nicht schon gehabt, ich hätte es ihm dafür schenken müssen. Ein wahres, ein schönes Wort! sagte der Kommandant, und Rosalie fuhr fort: Das war die schönste Stunde meines Le-

bens, ich sah ihn immer eifriger an, weil er behauptete, daß es ihm wohlthue und als er mir endlich einen kleinen Ring an den Finger steckte, fühlte ich mich so reich, wie ich noch niemals gewesen. In diese glückliche Stille trat meine Mutter scheltend und fluchend ein; ich kann nicht nachsagen, wie sie mich nannte, ich schämte mich auch nicht, denn ich wußte, daß ich schuldlos war und daß er Böses nicht glauben würde. Sie wollte mich fortreissen, aber er hielt mich fest und sagte ihr: daß wir verlobt wären, ich trüge schon seinen Ring. Wie verzog sich das Gesicht meiner Mutter; mir wars, als ob eine Flamme aus ihrem Halse brenne, und ihre Augen kehrte sie in sich, sie sahen ganz weiß aus; sie verfluchte mich und übergab mich mit feierlicher Rede dem Teufel. Und wie so ein heller Schein durch meine Augen am Morgen gelaufen, als ich Francoeur gesehen, so war mir jetzt als ob eine schwarze Fledermaus ihre durchsichtigen Flügeldecken über meine Augen legte; die Welt war mir halb verschlossen, und ich gehörte

mir nicht mehr ganz. Mein Herz verzweifelte und ich mußte lachen. Hörst du, der Teufel lacht schon aus dir! sagte die Mutter und ging triumphirend fort, während ich ohnmächtig niederstürzte. Als ich wieder zu mir gekommen, wagte ich nicht zu ihr zu gehen und den Verwundeten zu verlassen, auf den der Vorfall schlimm gewirkt hatte; ja ich trotzte heimlich der Mutter wegen des Schadens, den sie dem Unglücklichen gethan. Erst am dritten Tage schlich ich, ohne es Francoeur zu sagen, Abends nach dem Hause, wagte nicht an zu klopfen, endlich trat eine Frau die uns bedient hatte, heraus und berichtete, die Mutter habe ihre Sachen schnell verkauft, und sei mit einem fremden Herrn, der ein Spieler sein sollte, fortgefahren, und niemand wisse wohin. So war ich nun von aller Welt ausgestossen und es that mir wohl, so entfesselt von jeder Rücksicht in die Arme meines Francoeur zu fallen. Auch meine jugendlichen Bekanntinnen in der Stadt wollten mich nicht mehr kennen, so konnte ich ganz ihm

und seiner Pflege leben. Für ihn arbeitete ich; bisher hatte ich nur mit dem Spitzenklöppeln zu meinem Putze gespielt, ich schämte mich nicht, diese meine Handarbeiten zu verkaufen, ihm brachte es Bequemlichkeit und Erquickung. Aber immer mußte ich der Mutter denken, wenn seine Lebendigkeit im Erzählen mich nicht zerstreute; die Mutter erschien mir schwarz mit flammenden Augen, immer fluchend vor meinen inneren Augen und ich konnte sie nicht los werden. Meinem Francoeur wollte ich nichts sagen, um ihm nicht das Herz schwer zu machen; ich klagte über Kopfweh, daß ich nicht hatte, über Zahnweh, das ich nicht fühlte, um weinen zu kennen wie ich mußte. Ach hätte ich damals mehr Vertrauen zu ihm gehabt, ich hätte sein Unglück nicht gemacht, aber jedesmal, wenn ich ihm erzählen wollte: daß ich durch den Fluch der Mutter vom Teufel besessen zu seyn glaubte, schloß mir der Teufel den Mund, auch fürchtete ich, daß er mich dann nicht mehr lieben könne, daß er mich verlassen würde und den bloßen Gedanken

konnte ich kaum überleben. Diese innere Qual, vielleicht auch die angestrengte Arbeit zerrüttete endlich meinen Körper, heftige Krämpfe, die ich ihm verheimlichte, drohten mich zu ersticken, und Arzeneien schienen diese Uebel nur zu mehren. Kaum war er hergestellt, so wurde die Hochzeit von ihm angeordnet. Ein alter Geistlicher hielt eine feierliche Rede, in der er meinem Francoeur alles ans Herz legte, was ich für ihn gethan, wie ich ihm Vaterland, Wohlstand und Freundschaft zum Opfer gebracht, selbst den mütterlichen Fluch auf mich geladen, alle diese Noth müsse er mit mir theilen, alles Unglück gemeinsam tragen. Meinem Manne schauderte bei den Worten, aber er sprach doch ein vernehmliches Ja, und wir wurden vermählt. Selig waren die ersten Wochen, ich fühlte mich zur Hälfte von meinen Leiden erleichtert und ahnete nicht gleich, daß eine Hälfte des Fluchs zu meinem Manne übergegangen sei Bald aber klagte er, daß jener Prediger in seinem schwarzen Kleide ihm immer vor Augen stehe und ihm drohe,

daß er dadurch einen so heftigen Zorn und Widerwillen gegen Geistliche, Kirchen und heilige Bilder empfinde, daß er ihnen fluchen müsse und wisse nicht warum, und um sich diesen Gedanken zu entschlagen, überlasse er sich jedem Einfall, er tanze und trinke und so in dem Umtriebe des Bluts werde ihm besser. Ich schob alles auf die Gefangenschaft, obgleich ich wohl ahnete, daß es der Teufel sei, der ihn plage. Er wurde ausgewechselt durch die Vorsorge seines Obersten, der ihn beim Regimente wohl vermißt hatte, denn Francoeur ist ein außerordentlicher Soldat. Mit leichtem Herzen zogen wir aus Leipzig und bildeten eine schöne Zukunft in unsern Gesprächen aus. Kaum waren wir aber aus der Noth, ums tägliche Bedürfniß, zum Wohlleben der gut versorgten Armee in die Winterquartiere gekommen, so stieg die Heftigkeit meines Mannes mit jedem Tage, er trommelte Tagelang, um sich zu zerstreuen, zankte, machte Händel, der Oberst konnte ihn nicht begreifen; nur mit mir war er sanft wie ein Kind.

Ich wurde von einem Knaben entbunden, als der Feldzug sich wieder eröffnete, und mit der Qual der Geburt schien der Teufel, der mich geplagt, ganz von mir gebannt. Francoeur wurde immer muthwilliger und heftiger. Der Oberste schrieb mir: er sei toll-kühn wie ein Rasender, aber bisher immer glücklich gewesen; seine Kammeraden meinten, er sei zuweilen wahnsinnig und er fürchte ihn unter die Kranken oder Invaliden abgeben zu müssen. Der Oberst hatte einige Achtung gegen mich, er hörte auf meine Vorbitte, bis endlich seine Wildheit gegen den kommandirenden General dieser Abtheilung, die ich schon erzählte, ihn in Arrest brachte, wo der Wundarzt erklärte, er leide wegen der Kopfwunde, die ihm in der Gefangenschaft vernachläßigt worden, an Wahnsinn und müsse wenigstens ein paar Jahre im warmen Klima bei den Invaliden zubringen, ob sich dieses Uebel vielleicht ausscheide. Ihm wurde gesagt, daß er zur Strafe wegen seines Vergehens unter die Invaliden komme und er schied mit Verwünschungen

vom Regimente. Ich bat mir das Schreiben vom Obersten aus, ich beschloß ihnen zutraulich alles zu eröffnen, damit er nicht nach der Strenge des Gesetzes, sondern nach seinem Unglück, dessen einzige Ursache meine Liebe war, beurtheilt werde, und daß sie ihn zu seinem Besten in eine kleine abgelegene Ortschaft legen, damit er hier in der großen Stadt nicht zum Gerede der Leute wird. Aber, gnädiger Herr, ihr Ehrenwort darf eine Frau schon fordern, die ihnen heut einen kleinen Dienst erwiesen, daß Sie dies Geheimniß seiner Krankheit, welches er selbst nicht ahnet, und das seinen Stolz empören würde, unverbrüchlich bewahren. Hier meine Hand, rief der Kommandant, der die eifrige Frau mit Wohlgefallen angehört hatte, noch mehr, ich will ihre Vorbitte dreimal erhören, wenn Francoeur dumme Streiche macht. Das Beste aber ist, diese zu vermeiden, und darum schicke ich ihn gleich zur Ablösung nach einem Fort, das nur drei Mann Besatzung braucht; sie finden da für sich und für ihr Kind eine be-

queme Wohnung, er hat da wenig Veranlassung zu Thorheiten, und die er begeht bleiben verschwiegen. Die Frau dankte für diese gütige Vorsorge, küßte dem alten Herrn die Hand und er leuchtete ihr dafür, als sie mit vielen Knixen die Treppe hinunter ging. Das verwunderte den alten Kammerdiener Basset, und es fuhr ihm durch den Kopf, was seinem Alten ankomme: ob der wohl gar mit der brennenden Frau eine Liebschaft gestiftet habe, die seinem Einflusse nachtheilig werden könne. Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, Abends im Bette, wenn er nicht schlafen konnte, alles was am Tage geschehen, laut zu überdenken, als ob er dem Bette seine Beichte hätte abstatten müssen. Und während nun die Wagen vom Balle zurück rollten und ihn wach erhielten, lauerte Basset im andern Zimmer, und hörte die ganze Unterredung, die ihm um so wichtiger schien, weil Francoeur sein Landsmann und Regimentskammerad gewesen, obgleich er viel älter als Francoeur war. Und nun dachte er gleich an einen Mönch den er

kannte, der schon manchem den Teufel aus-
getrieben hatte und zu dem wollte er Fran-
coeur bald hinführen; er hatte eine rechte
Freude am Quacksalbern und freute sich ein-
mal wieder: einen Teufel austreiben zu se-
hen. Rosalie hatte, sehr befriedigt über den
Erfolg ihres Besuchs, gut geschlafen; sie kaufte
am Morgen eine neue Schürze und trat
mit dieser ihrem Manne entgegen, der mit
entsetzlichem Gesange seine müden Invaliden
in die Stadt führte. Er küßte sie; hob sie
in die Luft und sagte ihr: Du riechst nach
dem trojanischen Brande, ich habe dich
wieder, schöne Helena! — Rosalie entfärbte
sich und hielt es für nöthig, als er fragte,
ihm zu eröffnen: daß sie wegen der Woh-
nung beim Obersten gewesen, daß diesem
gerade das Bein in Flammen gestanden,
und daß ihre Schürze verbrannt. Ihm war
es nicht recht, daß sie nicht bis zu seiner
Ankunft gewartet habe, doch vergaß er das
in tausend Späßen über die brennende
Schürze. Er stellte darauf seine Leute dem
Kommandanten vor, rühmte alle ihre leib-

lichen Gebrechen und geistigen Tugenden so artig, das er des alten Herrn Wohlwollen erwarb, der so in sich meinte: die Frau liebt ihn, aber sie ist eine Deutsche und versteht keinen Franzosen; ein Franzose hat immer den Teufel im Leibe! — Er ließ ihn ins Zimmer kommen, um ihn näher kennen zu lernen, fand ihn im Befestigungswesen wohl unterrichtet, und was ihn noch mehr entzückte: er fand in ihm einen leidenschaftlichen Feuerkünstler, der bei seinem Regimente schon alle Arten Feuerwerke ausgearbeitet hatte. Der Kommandant trug ihm seine neue Erfindung zu einem Feuerwerke am Geburttage des Königs vor, bei welcher ihn gestern der Beinbrand gestört hatte und Francoeur ging mit funkelnder Begeisterung darauf ein. Nun eröffnete ihm der Alte, daß er mit zwei andern Invaliden die kleine Besatzung des Forts Ratonneau ablösen sollte, dort sei ein großer Pulvervorrath und dort solle er mit seinen beiden Soldaten fleißig Raketen füllen, Feuerräder drehen und Frösche binden. Indem der Kommandant ihm

den Schlüssel des Pulverthurms und das Inventarium reichte, fiel ihm die Rede der Frau ein und er hielt ihn mit den Worten noch fest: Aber euch plagt doch nicht der Teufel und ihr stiftet mir Unheil? — Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, sonst hat man ihn im Spiegel, antwortete Francoeur mit einem gewissen Zutrauen. Das gab dem Kommandanten Vertrauen, er reichte ihm den Schlüssel, das Inventarium und den Befehl an die jetzige kleine Garnison, auszuziehn. So wurde er entlassen und auf dem Hausflur fiel ihm Basset um den Hals, sie hatten sich gleich erkannt und erzählten einander in aller Kürze, wie es ihnen ergangen. Doch weil Francoeur an große Strenge in allem Militärischen gewöhnt war, so riß er sich los, und bat ihn auf den nächsten Sonntag, wenn er abkommen könnte, zu Gast nach dem Fort Ratonneau, zu dessen Kommandanten, der er selbst zu seyn die Ehre habe.

Der Einzug auf dem Fort war für alle gleich fröhlich, die abziehenden Invali-

den hatten die schöne Aussicht auf Marseille bis zum Ueberdruß genossen, und die Einziehenden waren entzückt über die Aussicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften sie von den Abziehenden ein paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunststücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müssige Soldaten sind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur sein Kommando angetreten, befahl er sogleich seinen beiden Soldaten, Brunet und Tessier, mit ihm den Pulverthurm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewissen Vorrath zur Feuerwerkerarbeit in das Laboratorium zu tragen. Das Inventarium war richtig und er beschäftigte gleich einen seiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem andern ging er zu allen Kanonen und Mörsern, um die metallnen zu poliren, und die eisernen schwarz anzustreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ord-

nete auch alles Geschütz so, wie es stehen mußte, um den einzigen Ausgang nach dem Fort zu bestreichen. Das Fort ist nicht zu nehmen! rief er einmal über das andre begeistert. Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hundert tausend Mann landen und stürmen! Aber die Unordnung war hier groß! So sieht es überall auf den Forts und Batterien aus, sagte Tessier, der alte Kommandant kann mit seinem Stelzfuß nicht mehr so weit steigen, und Gottlob! bisjetzt ist es den Engländern noch nicht eingefallen zu landen. — Das muß anders werden, rief Francoeur, ich will mir lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unsre Feinde Marseille einäschern oder wir sie doch fürchten müssen.

Die Frau mußte ihm helfen das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweissen und die Lebensmittel in den Kasematten zu lüften. In den ersten Tagen wurde fast nicht geschlafen, so trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit und seine geschickte Hand fertigte in dieser Zeit, wozu

ein anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieser Thätigkeit ließen ihn seine Grillen ruhen; er war hastig, aber alles zu einem festen Ziele, und Rosalie segnete den Tag, der ihn in diese höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben schien. Auch die Witterung hatte sich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen schien; täglich liefen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Rosalie, die nie am Meere gewesen, glaubte sich in eine andere Welt versetzt, und ihr Knabe freute sich, nach so mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirthsstuben, der vollen Freiheit in dem eingeschlossenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach Art der Soldaten, besonders der Artilleristen, mit den künstlichsten mathematischen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten. Ueberflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeurs, ein segenreiches Zeichen der Frau,

die

die eine geborne Lilie, die liebste Unterhaltung des Kindes. So kam der erste Sontag von Allen gesegnet und Francoeur befahl seiner Frau: für den Mittag ihm etwas Gutes zu besorgen, wo er seinen Freund Basset erwarte, insbesondre machte er Anspruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hüner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wilder Vögel, die Brunet geschossen hatte, in die Küche. Unter diesen Vorbereitungen kam Basset hinaufgekeucht und war entzückt über die Verwandlung des Forts erkundigte sich auch im Namen des Kommandanten nach dem Feuerwerke und erstaunte über die große Zahl fertiger Raketen und Leuchtkugeln. Die Frau ging nun an ihre Küchenarbeit, die beiden Soldaten zogen aus um Früchte zur Mahlzeit zu holen, Alle wollten an dem Tage recht selig schwelgen und sich die Zeitung vorlesen lassen, die Basset mitgebracht hatte. Im Garten saß nun Basset dem Francoeur gegenüber und sah ihn stillschweigend an, dieser fragte nach der Ursache. Ich meine, ihr seht so gesund aus wie

sonst und Alles was ihr thut, ist so vernünftig. — Wer zweifelt daran? fragte Francoeur mit einer Aufwallung, das will ich wissen! — Basset suchte um zu lenken, aber Francoeur hatte etwas Furchtbares in seinem Wesen, sein dunkles Auge befeuerte sich, sein Kopf erhob sich, seine Lippen drängten sich vor. Das Herz war schon dem armen Schwätzer Basset gefallen, er sprach, dünnstimmig wie eine Violine, von Gerüchten beim Kommandanten: er sei vom Teufel geplagt, von seinem guten Willen ihn durch einen Ordensgeistlichen, den Vater Philip exorciren zu lassen, den er deswegen vor Tische hinaufbestellt habe, unter dem Vorwande, daß er eine Messe der vom Gottesdienst entfernten Garnison in der kleinen Kapelle lesen müsse. Francoeur entsetzte sich über die Nachricht, er schwur, daß er sich blutig an dem rächen wolle, der solche Lüge über ihn ausgebracht, er wisse nichts vom Teufel und wenn es gar keinen gebe, so habe er auch nichts dagegen einzuwenden, denn er habe nirgends die Ehre seiner Be-

kanntschaft gemacht. Basset sagte: er sey ganz unschuldig, er habe die Sache vernommen, als der Kommandant mit sich laut gesprochen habe, auch sei ja dieser Teufel die Ursache, warum Francoeur vom Regimente fortgekommen. Und wer brachte dem Kommandanten die Nachricht? fragte Francoeur zitternd. Eure Frau, antwortete Jener, aber in der besten Absicht, um Euch zu entschuldigen, wenn ihr hier wilde Streiche machtet. Wir sind geschieden! schrie Francoeur und schlug sich vor den Kopf, sie hat mich verrathen, mich vernichtet, hat Heimlichkeiten mit dem Kommandanten, sie hat unendlich viel für mich gethan und gelitten, sie hat mir unendlich wehe gethan, ich bin ihr nichts mehr schuldig, wir sind geschieden! — Allmählig schien er stiller zu werden, je lauter es in ihm wurde; er sah wieder den schwarzen Geistlichen vor Augen, wie die vom tollen Hunde gebissenen den Hund immer zu sehen meinen, da trat Vater Philip in den Garten und er ging mit Heftigkeit auf ihn zu, um zu fragen, was er wolle. Dieser

meinte seine Beschwörung anbringen zu müssen, redete den Teufel heftig an, indem er seine Hände in kreuzenden Linien über Francoeur bewegte. Das Alles empörte Francoeur, er gebot ihm, als Kommandant des Forts, den Platz sogleich zu verlassen. Aber der unerschrockne Philip eiferte um so heftiger gegen den Teufel in Francoeur und als er sogar seinen Stab erhob, ertrug Francoeurs militärischer Stolz diese Drohung nicht. Mit wüthender Stärke ergriff er den kleinen Philip bei seinem Mantel und warf ihn über das Gitter, das den Eingang schützte, und wäre der gute Mann nicht an den Spitzen des Thürgitters mit dem Mantel hängen geblieben, er hätte einen schweren Fall die steinerne Treppe hinunter gemacht. Nahe diesem Gitter war der Tisch gedeckt, das erinnerte Francoeur an das Essen. Er rief nach dem Essen und Rosalie brachte es, etwas erhitzt vom Feuer, aber sehr fröhlich, denn sie bemerkte nicht den Mönch ausser dem Gitter, der sich kaum vom ersten Schrecken erholt hatte und still vor sich be-

tete, um neue Gefahr abzuwenden; kaum beachtete sie, daß ihr Mann und Basset jener finster, dieser verlegen nach dem Tische blickten. Sie fragte nach den beiden Soldaten, aber Francoeur sagte: Sie können nachessen, ich habe Hunger, daß ich die Welt zerreissen könnte. Darauf legte sie die Suppe vor, und gab Basset aus Artigkeit das Meiste, dann ging sie nach der Küche, um den Eierkuchen zu backen. Wie hat denn meine Frau dem Kommandanten gefallen? fragte Francoeur. Sehr gut, antwortete Basset, er wünschte: daß es ihm in der Gefangenschaft so gut geworden wäre wie euch. Er soll sie haben! antwortete er! Nach den beiden Soldaten, die fehlen, fragte sie, was mir fehlt, das fragte sie nicht; euch suchte sie als einen Diener des Kommandanten zu gewinnen, darum füllte sie euren Teller, daß er überfloß, euch bot sie das größte Glas Wein an, gebt Achtung, sie bringt euch auch das größte Stück Eierkuchen. Wenn das der Fall ist, dann stehe ich auf, dann führt sie nur fort, und laßt mich hier allein. — Baſ-

set wollte antworten, aber im Augenblicke trat die Frau mit dem Eierkuchen herein. Sie hatte ihn schon in drei Stücke geschnitten, ging zu Basset und schob ihm ein Stück mit den Worten auf den Teller: Einen bessern Eierkuchen findet ihr nicht beim Kommandanten, ihr müßt mich rühmen! — Finster blickte Francoeur in die Schüssel, die Lücke war fast so groß wie die beiden Stücke, die noch blieben, er stand auf und sagte: Es ist nicht anders, wir sind geschieden! Mit diesen Worten ging er nach dem Pulverthurme, schloß die eiserne Thüre auf, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu. Die Frau sah ihm verwirrt nach und ließ die Schüssel fallen. Gott, ihn plagt der Böse; wenn er nur nicht Unheil stiftet im Pulverthurm. — Ist das der Pulverthurm? rief Basset, er sprengt sich in die Luft, rettet euch und euer Kind! Mit diesem Worte lief er fort, auch der Mönch wagte sich nicht wieder herein, und lief ihm nach. Rosalie eilte in die Wohnung zu ihrem Kinde, riß es aus dem Schlafe, aus der Wiege, sie wußte nichts mehr von sich, bewußtlos

wie sie Francoeur einst gefolgt, so entfloh sie ihm mit dem Kinde und sagte vor sich hin: Kind, das thue ich nur deinetwegen, mir wäre besser mit ihm zu sterben; Hagar, du hast nicht gelitten wie ich, denn ich verstoße mich selbst! — Unter solchen Gedanken kam sie herab auf einem falschen Wege und stand am sumpfigen Ufer des Flusses. Sie konnte aus Ermattung nicht mehr gehen und setzte sich deswegen in einen Nachen, der, nur leicht ans Ufer gefahren, leicht abzustossen war und ließ sich den Fluß herabtreiben; sie wagte nicht umzublicken, wenn am Hafen ein Schuß geschah, meinte sie: das Fort sei gesprengt, und ihr halbes Leben verloren, so verfiel sie allmählig in einen dumpfen fieberartigen Zustand.

Unterdessen waren die beiden Soldaten, mit Aepfeln und Trauben bepackt, in die Nähe des Forts gekommen, aber Francoeurs starke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: Zurück! dann sagte er durch das Sprachrohr: An der hohen Mauer werde ich mit euch reden,

ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, so lange es dem Teufel gefällt! Sie wußten nicht was das bedeuten solle, aber es war nichts anders zu thun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leisten. Sie gingen herab zu dem steilen Abhange des Forts, welcher die hohe Mauer hieß, und kaum waren sie dort angelangt, so sahen sie Rosaliens Bette und des Kindes Wiege an einem Seile niedersinken, dem folgten ihre Betten und Geräthe und Francoeur rief durch das Sprachrohr: Das Eurige nehmt; Bette Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Kommandanten, da werdet ihr sie finden; sagt: das schicke ihr Satanas, und diese alte Fahne, um ihre Schande mit dem Kommandanten zu zu decken! Bei diesen Worten warf er die große französische Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: dem Kommandanten lasse ich hierdurch Krieg erklären, er mag sich waffnen bis zum Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen; er soll nicht schonen

denn ich schone ihn beym Teufel nicht; er soll alle seine Hände ausstrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüssel zum Pulverthurm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu fassen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben. — Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: Gedenkt an unsern gnädigsten König, daß der über euch steht; ihm werdet ihr doch nicht widerstreben. Dem antwortete Francoeur: In mir ist der König aller Könige dieser Welt, in mir ist der Teufel und im Namen des Teufels sage ich euch, redet kein Wort, sonst zerschmettere ich euch! — Nach dieser Drohung packten beide stillschweigend das Ihre zusammen und liessen das Uebrige stehen; sie wußten daß oben große Steinmassen angehäuft waren, die unter der steilen Felswand alles zerschmettern konnten. Als sie nach Marseille zum Kommandanten kamen, fanden sie ihn schon in Bewegung, denn Basset hatte ihn von Allem unterrichtet; er suchte die beiden An=

kommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu sichern, Andere sandte er aus, um die Frau mit dem Kinde auf zu finden, während er die Offiziere bei sich versammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun sei? Die Besorgniß dieses Kriegsraths richtete sich besonders auf den Verlust des schönen Forts, wenn es in die Luft gesprengt würde; bald kam aber ein Abgesandter der Stadt, wo sich das Gerücht verbreitet hatte, und stellte den Untergang des schönsten Theiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre sei nicht gegen einen einzelnen Menschen zu erringen, wohl aber ein ungeheuerer Verlust durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wuth Francoeurs doch endlich überwinden, dann sollten entschlossene Leute das Fort erklettern und ihn fesseln. Dieser Rathschluß war kaum gefaßt, so wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Rosaliens Betten und

Geräth zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Bestellung Francoeurs zu überbringen, daß ihm der Teufel verrathen: sie wollten ihn im Schlafe fangen, aber er warne sie aus Liebe zu einigen Teufelskammeraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden sollten, denn er werde ruhig in seinem verschlossenen Pulverthurme mit geladenen Gewehren schlafen und ehe sie die Thüre erbrechen könnten, wäre er längst erwacht und der Thurm, mit einem Schusse in die Pulverfässer, zersprengt. Er hat recht, sagte der Kommandant, er kann nicht anders handeln, wir müssen ihn aushungern. — Er hat den ganzen Wintervorrath für uns Alle hinaufgeschafft, bemerkte Brunet, wir müssen wenigstens ein halbes Jahr warten, auch sagte er, daß ihm die vorbeifahrenden Schiffe, welche die Stadt versorgen, reichlichen Zoll geben sollten, sonst bohre er sie in den Grund, und zum Zeichen daß niemand in der Nacht fahren sollte, ohne seine Bewilligung, werde er am Abend einige Kugeln über den Fluß sausen lassen. Wahrhaf-

tig, er schießt! rief einer der Offiziere und Alle liefen nach einem Fenster des obern Stockwerks. Welch ein Anblick! an allen Ecken des Forts eröffneten die Kanonen ihren feurigen Rachen, die Kugeln sausten durch die Luft, in der Stadt versteckte sich die Menge mit großem Geschrei und nur Einzelne wollten ihren Muth im kühnen Anschauen der Gefahr beweisen. Aber sie wurden auch reichlich dafür belohnt, denn mit hellem Lichte schoß Francoeur einen Bündel Raketen aus einer Haubitze in die Luft, und einen Bündel Leuchtkugeln aus einem Mörser, denen er aus Gewehren unzählige andre nachsandte. Der Kommandant versicherte, diese Wirkung sei treflich, er habe es nie gewagt, Feuerwerke mit Wurfgeschütz in die Luft zu treiben, aber die Kunst werde dadurch gewissermassen zu einer meteorischen, der Francoeur verdiene schon deswegen begnadigt zu werden.

Diese nächtliche Erleuchtung hatte eine andre Wirkung, die wohl in keines Menschen Absicht lag; sie rettete Rosalien und

ihrem Kinde das Leben. Beide waren in dem ruhigen Treiben des Kahnes eingeschlummert und Rosalie sah im Traume ihre Mutter von innerlichen Flammen durchleuchtet und verzehrt und fragte sie: Warum sie so leide? Da war's als ob eine laute Stimme ihr in die Ohren rief: Mein Fluch brennt mich wie dich, und kannst du ihn nicht lösen, so bleib ich eigen allem Bösen. Sie wollte noch mehr sprechen, aber Rosalie war schon aufgeschreckt, sah über sich den Bündel Leuchtkugeln im höchsten Glanze, hörte neben sich einen Schiffer rufen: Steuert links, wir fahren sonst ein Boot in den Grund, worin ein Weib mit einem Kinde sitzt. Und schon rauscht die vordere Spitze eines grossen Flußschiffes wie ein geöffneter Wallfischrachen hinter ihr, da wandte er sich links, aber ihr Nachen wurde doch seitwärts nachgerissen. Helft meinem armen Kinde! rief sie und der Haken eines Stangenruders verband sie mit dem großen Schiffe das bald darauf Anker warf. Wäre das Feuerwerk auf dem Fort Ratonneau

nicht aufgegangen, rief der eine Schiffer, ich hätte euch nicht gesehen und wir hätten euch ohne bösen Willen in den Grund gesegelt, wie kommt ihr so spät und allein aufs Wasser, warum habt ihr uns nicht angeschrieen? Rosalie beantwortete schnell die Fragen und bat nur dringend, sie nach dem Hause des Kommandanten zu bringen. Der Schiffer gab ihr aus Mitleid seinen Jungen zum Führer.

Sie fand Alles in Bewegung beim Kommandanten, sie bat ihn seines Versprechens eingedenk zu sein, daß er ihrem Manne drei Versehen verzeihen wolle. Er leugnete, daß von solchen Versehen die Rede gewesen, es sei über Scherz und Grillen geklagt worden, das sey aber ein teuflischer Ernst.—So ist das Unrecht auf eurer Seite, sagte die Frau gefaßt, denn sie fühlte sich nicht mehr schicksallos, auch habe ich den Zustand des armen Mannes angezeigt und doch habt ihr ihm einen so gefährlichen Posten vertraut, ihr habt mir Geheimniß angelobt, und doch habt ihr alles an Basset, euren

Diener erzählt, der uns mit seiner thörigten Klugheit und Vorwitzigkeit in das ganze Unglück gestürzt hat; nicht mein armer Mann, ihr seid an allem Unglück schuld, ihr müßt dem Könige davon Rechenschaft geben. — Der Kommandant vertheidigte sich gegen den Vorwurf, daß er etwas dem Basset erzählt habe, dieser gestand: daß er ihn im Selbstgespräche belauscht, und so war die ganze Schuld auf seine Seele geschoben. Der alte Mann sagte: daß er den andern Tag sich vor dem Fort wolle todtschiessen lassen, um seinem Könige die Schuld mit seinem Leben abzuzahlen, aber Rosalie bat ihn, sich nicht zu übereilen, er möge bedenken, daß sie ihn schon einmal aus dem Feuer gerettet habe. Ihr wurde ein Zimmer im Hause des Kommandanten angewiesen und sie brachte ihr Kind zur Ruhe, während sie selbst mit sich zu Rathe ging und zu Gott flehte, ihr anzugeben, wie sie ihre Mutter den Flammen und ihren Mann dem Fluche entreissen könne. Aber auf ihren Knieen versank sie in einen tiefen Schlaf

und war sich am Morgen keines Traumes, keiner Eingebung bewußt. Der Kommandant, der schon früh einen Versuch gegen das Fort gemacht hatte, kam verdrießlich zurück. Zwar hatte er keine Leute verloren, aber Francoeur hatte so viele Kugeln mit solcher Geschicklichkeit links und rechts und über sie hinsausen lassen, daß sie ihr Leben nur seiner Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalschüsse gesperrt, auch auf der Chaussee durfte niemand fahren, kurz, aller Verkehr der Stadt war für diesen Tag gehemmt und die Stadt drohete, wenn der Kommandant nicht vorsichtig verfahre, sondern wie in Feindes Land ihn zu belagern denke, daß sie die Bürger aufbieten und mit den Invaliden schon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ sich der Commandant so hinhalten, jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Rosalie an sein Versprechen der Nachsicht. Am dritten Abend sagte er ihr: der Sturm sei auf den andern Mittag festgesetzt, die Stadt

gebe

gebe nach, weil aller Verkehr gestört sey, und endlich Hungersnoth ausbrechen könne. Er werde den Eingang stürmen, während ein andrer Theil von der andern Seite heimlich anzuklettern suche, so daß diese vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverthurm springen könne; es werde Menschen kosten, der Ausgang sey ungewiß, aber er wolle den Schimpf von sich ablenken daß durch seine Feigheit ein toller Mensch zu dem Dünkel gekommen: einer ganzen Stadt zu trotzen, das größte Unglück sei ihm lieber, als dieser Verdacht, er habe seine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen gesucht, Rosalie und ihr Kind würden sich in seinem Testamente nicht vergessen finden. Rosalie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schicksal ihres Mannes sey, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Kommandant wendete sich ab und sagte leise: der Tod unausbleiblich, auf Wahnsinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es ist zu viel Einsicht, Vorsicht und Klugheit in

der ganzen Art, wie er sich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden. — Nach einem Strome von Thränen erholte sich Rosalie und sagte: Wenn sie das Fort, ohne Blutvergiessen, ohne Gefahr, in die Gewalt des Kommandanten brächte, würde dann sein Vergehen als ein Wahnsinn Begnadigung finden? — Ja, ich schwör's! rief der Kommandant, aber es ist vergeblich, euch haßt er vor Allen, und rief gestern einem unsrer Vorposten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf seiner Frau schicken könnten. Ich kenne ihn, sagte die Frau, ich will den Teufel beschwören in ihm, ich will ihm Frieden geben, sterben würde ich doch mit ihm, also ist nur Gewinn für mich, wenn ich von seiner Hand sterbe, der ich vermählt bin durch den heiligsten Schwur. — Der Kommandant bat sie, sich wohl zu bedenken, erforschte ihre Absicht, widerstand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf diesem Wege dem gewissen Untergange zu entgehen.

Vater Philip hatte sich im Hause eingefunden und erzählte: der unsinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgesteckt, auf welcher der Teufel gemahlt sey, aber der Kommandant wollte nichts von seinen Neuigkeiten wissen, und befahl ihm: zu Rosalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Rosalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebnen Gemüthes abgelegt hatte, bat sie den Vater Philip: sie nur bis zu einem sichern Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne, dort wolle sie ihm ihr Kind und Geld zur Erziehung desselben übergeben, sie könne sich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er versprach es ihr zögernd, nachdem er sich im Hause erkundigt hatte: ob er auch dort noch sicher gegen die Schüsse sei, denn sein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte sich in ihm ganz verloren, er gestand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht gewesen sein, sondern ein geringerer Spuk.

Rosalie kleidete ihr Kind noch einmal

unter mancher Thräne weiß mit rothen Bandschleifen an, dann nahm sie es auf den Arm und ging schweigend die Treppe hinunter. Unten stand der alte Kommandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte sich umwenden, weil er sich der Thränen vor den Zuschauern schämte. So trat sie auf die Straße, Keiner wußte ihre Absicht, Vater Philip blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben gewesen, dann folgte die Menge müssiger Menschen auf den Straßen, die ihn fragten: was es bedeute? Viele fluchten auf Rosalien, weil sie Francoeurs Frau war, aber dieser Fluch berührte sie nicht.

Der Kommandant führte unterdessen seine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden sollte, wenn die Frau den Wahnsinn des Mannes nicht beschwören könnte.

Am Thore schon verließ die Menge Rosalien, denn Francoeur schoß von Zeit zu Zeit über diese Fläche, auch Vater Philip klagte, daß ihm schwach werde, er müsse

sich niederlassen. Rosalie bedauerte es und zeigte ihm den Felsenwall, wo sie ihr Kind noch einmal stillen und es dann in den Mantel nieder legen wollte, dort möge es gesucht werden, da liege es sicher aufbewahrt, wenn sie nicht zu ihm zurück kehren könne. Vater Philip setzte sich betend hinter den Felsen und Rosalie ging mit festem Schritt dem Steinwalle zu, wo sie ihr Kind tränkte und segnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ sie es mit einem Seufzer, der die Wolken in ihr brach, daß blaue Hellung und das stärkende Sonnenbild sie bestrahlten. Nun war sie dem harten Manne sichtbar, als sie am Steinwalle heraustrat, ein Licht schlug am Thore auf, ein Druck, als ob sie umstürzen müßte, ein Rollen in der Luft, ein Sausen, daß sich damit mischte, zeigten ihr an: daß der Tod nahe an ihr vorüber gegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange, eine Stimme sagte ihr innerlich: daß nichts untergehen könne, was diesen Tag bestanden und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde

regte sich noch in ihrem Herzen, als sie ihren Mann vor sich auf dem Festungswerke stehen und laden, das Kind hinter sich schreien hörte; sie thaten ihr Beide mehr leid als ihr eignes Unglück, und der schwere Weg war nicht der schwerste Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und schmetterte ihr Felsstaub ins Gesicht, aber sie betete und sah zum Himmel. So betrat sie den engen Felsgang, der wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätschen geladene Kanonen mit boshaftem Geize die Masse des verderblichen Schusses gegen die Andringenden zusammen zu halten bestimmt war. — Was siehst du Weib! brüllte Francoeur, sieh nicht in die Luft, deine Engel kommen nicht, hier steht dein Teufel und dein Tod. — Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von dir, sagte sie getrost, und schritt weiter hinauf die großen Stufen. Weib, schrie er, du hast mehr Muth als der Teufel, aber es soll dir doch nichts helfen. — Er blies die Lunte an, die eben verlöschen wollte, der Schweis

stand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Rosalie wollte nicht diesen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die sie zu vertrauen begann; sie ging nicht vor, sie kniete auf die Stufe nieder, als sie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo sich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weste an der Brust auf, um sich Luft zu machen, er griff in sein schwarzes Haar, das verwildert in Locken starrte und riß es sich wüthend aus. Da öffnete sich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erschüttern durch Schläge, die er an seine Stirn führte, Thränen und Blut löschten den brennenden Zundstrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Thurm. Der Schornsteinfeger macht sich Platz, er schreit zum Schornstein hinaus! rief er, und deckte seine Augen. Dann besann er sich, öffnete die Gitterthüre, schwankte zu seiner Frau, hob sie auf, küßte sie, endlich sagte er: Der schwarze Bergmann hat

sich durchgearbeitet, es strahlt wieder Licht in meinen Kopf und Luft zieht hindurch und die Liebe soll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab' ich in diesen Tagen verbrochen. Laß uns nicht feiern, sie werden mir nur wenig Stunden noch schenken, wo ist mein Kind, ich muß es küssen, weil ich noch frei bin; was ist sterben? Starb' ich nicht schon einmal, als du mich verlassen und nun kommst du wieder und dein Kommen giebt mir mehr, als dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daseins, dessen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit dir und wäre deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung gewesen, aber ich kenne das Kriegsgesetz und ich kann nun Gottlob in Vernunft als ein reuiger Christ sterben. — Rosalie konnte in ihrer Entzückung, von ihren Thränen fast erstickt, kaum sagen, daß ihm verziehen, daß sie ohne Schuld und ihr Kind nahe sey. Sie verband seine Wunde in Eile, dann zog sie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem

Steinwalle, wo sie das Kind verlassen. Da fanden sie den guten Vater Philip bei dem Kinde, der allmählig hinter Felsstücken zu ihm hingeschlichen war, und das Kind ließ etwas aus den Händen fliegen, um nach dem Vater sie auszustrecken. Und während sich alle drei umarmt hielten, erzählte Vater Philip, wie ein Taubenpaar vom Schloß herunter geflattert sei und mit dem Kinde artig gespielt, sich von ihm habe anrühren lassen, und es gleichsam in seiner Verlassenheit getröstet habe. Als er das gesehen, habe er sich dem Kinde zu nahen gewagt. Sie waren, wie gute Engel, meines Kindes Spielkammeraden auf dem Fort gewesen, sie haben es treulich aufgesucht, sie kommen sicher wieder und werden es nicht verlassen. Und wirklich umflogen sie die Tauben freundlich und trugen in ihren Schnäbeln grüne Blätter. Die Sünde ist uns geschieden, sagte Francoeur, nie will ich wieder auf den Frieden schelten, der Friede thut mir so gut.

Inzwischen hatte sich der Kommandant mit seinen Offizieren genähert, weil er den

glücklichen Ausgang durch sein Fernrohr gesehen. Francoeur übergab ihm seinen Degen, er kündigte Francoeur Verzeihung an, weil seine Wunde ihn des Verstandes beraubt gehabt und befahl einem Chirurgen: diese Wunde zu untersuchen und beßer zu verbinden. Francoeur setzte sich nieder und ließ ruhig Alles mit sich geschehen, er sah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte sich, daß er keinen Schmerz zeigte, er zog ihm einen Knochensplitter aus der Wunde, der rings umher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es schien als ob die gewaltige Natur Francoeurs ununterbrochen und allmählig an der Hinausschaffung gearbeitet habe, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigne Hand seiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er versicherte, daß ohne diese glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnsinn den unglücklichen Francoeur hätte aufzehren müssen. Damit ihm keine Anstrengung schade, wurde er auf einen Wagen gelegt und sein Einzug in Marseille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu

achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, Alles drängte sich den stolzen Bösewicht kenne zu lernen, der so viele tausend Menschen während drei Tage beherrscht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Rosalien und ihrem Kinde und rühmten sie als Befreierin und schwuren ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß sie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Nach solchem Tage läßt sich in einem Menschenleben selten noch etwas erleben, was der Mühe des Erzählens werth wäre, wenn gleich die Wiederbeglückten, die Fluchbefreiten, erst in diesen ruhigeren Jahren den ganzen Umfang des gewonnenen Glücks erkannten. Der gute alte Kommandant nahm Francoeur als Sohn an und konnte er ihm auch nicht seinen Namen übertragen, so ließ er ihm doch einen Theil seines Vermögens und seinen Segen. Was aber Rosalie noch inniger berührte, war ein Bericht, der erst nach Jahren aus Prag einlief, in welchem ein Freund der Mutter anzeigte, daß diese

wohl ein Jahr, unter verzehrenden Schmerzen, den Fluch bereut habe, den sie über ihre Tochter ausgestossen, und, bei dem sehnlichen Wunsche nach Erlösung des Leibes und der Seele, sich und der Welt zum Ueberdruß bis zu dem Tage gelebt habe, der Rosaliens Treue und Ergebenheit in Gott gekrönt, an dem Tage sei, sie, durch einen Strahl aus ihrem Innern beruhigt, im gläubigen Bekenntniß des Erlösers selig entschlafen.

Gnade löst den Fluch der Sünde,
Liebe treibt den Teufel aus.

Abul Adek.

Erzählung

von

F. W. Gubitz.

Im Morgenlande, wo die Weiber Sclavinnen seyn sollen und am Ende die Rollen so gut zu vertauschen wissen, wie die europäischen Frauen, hatte ein Philosoph gewaltig geliebelt; er war dabei sehr scheu geworden vor Weiberränken und wollte nun mit der Liebe und den Weibern sich völlig auseinander setzen, was er klug werden nannte. Wohl wußte er, daß die Philosophen über die Fehler herrschen sollen, hatte aber auch bemerkt, daß zuletzt doch die Fehler über die Philosophen herrschen; dies zu verhüten, schrieb er sich alle ihm bekannt gewordenen Abentheuer des

List- und Scheingeschlechts sorgfältig auf und nimmer, wohin er auch ging, vergaß er sein psychologisches Werk, obgleich er es so nicht benannte; denn von Seelen wollte er den Weibern nicht eine Winzigkeit zugestehen, über welche Meinung er sich spitzsinnig also vernehmen ließ:

„Gott schuf den Mann und blies ihm Geist oder Seele ein, das Weib schuf Gott aus des Mannes Rippe. Haben die Weiber Seelen, so wissen wir danach, wo wir sie bei dem Menschen überhaupt finden; so lange aber nicht bewiesen ist, daß des Menschen Seele in den Rippen sitzt, so lange glaube ich: die Weiber haben keine Seelen!"

Ich bitte alle Damen mit Seelen um Verzeihung, daß ich dem morgenländischen Naturphilosophen so etwas nachsage, da ich aber meine Leser, wenn sie nämlich weiter lesen, zwinge, des Abul Adef, so hieß er, Bekanntschaft zu machen, muß ich doch den Schnöden zeigen, wie ihn Gott tolerirte und wenn der es that, müssen es wohl Da-

men auch, was — würde in einem christlichen Lande unser Philosoph hinzusetzen — was ihnen allerdings einigen Verdruß machen wird, wenn sie oft bemerken: daß Gott immer als Mann dargestellt ist, und einem Manne gehorcht nun einmal keine Frau! — Also auch zu Gottlosen würde sie der Lieblose machen, wenn sie nicht, zur höchsten Rechtfertigung, die allgemeine Erfahrung für sich hätten, daß sie jeden Mann respektiren, nur nicht — den eigenen.

Doch wir wollen ein wenig weitern in der Erzählung, die uns angiebt, daß Abul Adef nach dem Grabe Mahomeds wandern mußte, um durch ein System beweisen zu lernen: daß dort noch immer Wunder geschähen, was er, als ein großer Gelehrter, zu Hause auch gekonnt hätte, denn es ist bekanntlich nichts so sinnloses, das nicht schon ein Philosoph bewiesen und nichts so dumm, daß es nicht schon könnte ein Gelehrter mit dem besten Erfolge gesagt haben. Er ging nun aber nach Medina, vielleicht nur, um seinen schon fertigen Bewei-

sen auch für die Ungläubigen den Schein zu bewahren und er reisete zu Fuße, wahrscheinlich damit er merken lassen konnte: die herrliche Abhandlung habe ihm viel Zeit gekostet, oder, wenn es etwa Diätengelder gab, diese sich nach Officiantenbrauch möglichst zu verlängern.

Als er eines Tages durch eine gar zierliche Wüste gewandelt war, eine Menge Sandwellen durchwatet, die scharfen, baum- und grasentblößten Berge zum Ueberdrusse angesehen, die senkrechten Sonnenstralen still und laut verwünscht und sich selbst recht deutlich bewiesen hatte: daß er die Natur viel besser geschaffen haben würde, da sehnte er sich nach Menschen und zwar bloß deshalb, weil ihn durstete. Denn das ist die weiseste Weisheit der Weltweisen, daß sie die Menschen völlig entbehren können, bis sie hungern oder dursten und hat es ihnen dann recht wohl geschmeckt, ärgern sie sich, daß sie einmal wieder an ihre Menschlichkeit erinnert sind.

Abul Adef blickte links und sah nichts, er

er blickte rechts und sah was er links gesehen hatte; er ergrimmte in verschiedenen Monologen, die ihn natürlich nur durstiger machten; aber er hatte doch das Vergnügen, sich ganz allein reden zu hören, was immer der Gelehrten Seeligkeit ist und wenn sie auch alle nur Stimmen in der Wüste wären. Mit der Kraft seiner poetischen Floskeln hatte er endlich die Höhe eines Berges erreicht und sah von ferne eine grüne Masse von Wald und Wiese und ein Silberpfädchen sich durchwinden. Mit erneuten Kräften wandte er sich dorthin, erreichte nach einigen Stunden das glückliche Fleckchen, erholte sich im Schatten der Akazien, trank Quellwasser und sagte sich, indem er hastig durch das Wäldchen schritt, prophetisch: Hier müssen Menschen wohnen! — aber indem er noch nicht gar weit gegangen war, sah er plötzlich — ein Weib.

Entfliehen oder Verweilen? das war hier die Frage, die er sich allein aufgab, — er hatte indessen schon zu viel gesehen, als daß

er es nicht zu wenig hätte finden sollen; es war ein schönes Weib.

„Eine hübsche Augenweide ist so ein Weib doch!“ dachte er, murmelte dann „aber auch nichts weiter!“ und sah sich die Schöne, von Weihrauchsbüschen verdeckt, nun recht weisefrostig an. Sie lag vor einem Hütten-Gezelte auf weicher Polsterhöhe, in der seltenen reitzenden Nachlässigkeit, die das Nichtgesehenseyn voraussetzt; mit dem einen Arme ruhte sie auf einem demüthig hingebeugten Kameele, hatte in dieser Hand den Dreiangel, in der andern erhaben das blinkende Stäbchen und ehe noch Abul Adef sich den hübschen Unterschied zwischen einem Kameele und einem reizreichen Weiblein recht freudeklar dachte, stimmte sie mit Gesangtönen, die den Metallklang tödteten, lustmüthig an:

Ohne Lieb' ist Leben nichts,
Sie ist All und Herz des Lichts!
Rettungathem inn'rer Schwüle,
Aller Wonnen Durchgefühle,
Ist die Lieb' allein,
Wer will ewig in Flammen seyn!

Wenn sich Puls an Puls bewegt,
Das Geheimste laut sich regt,
Dann mit raschen Gluthenschwingen
Herzen in einander ringen,
Ist der Himmel mein
Wer will gern nicht im Himmel seyn!

Weicht der Liebe nimmermehr,
Schleicht wie Diebe um sie her;
Seyd nicht schnöde, seyd nicht spröde,
Tragt nicht blöde in die Oede
Eurer Liebe Pein,
Wer will ewig in Flammen seyn!

Abul Adef bemerkte, daß es hinter den Büschen unausstehlich heiß sey, er beschloß, da es ihm schien, die Gluth käme besonders von dem Orte, wo das Weiblein musizirte, den Rückmarsch, stand aber plötzlich vor der lieblichen Menschblüthe, weil er wunderbarlich auf einen Schritt zurück immer zwei Schritte vorwärts that, was er bei kaltem Verstande „die Crocodillen-Eigenschaft des weiblichen Athems" genannt hätte, diesmal aber sagte er, sittig grüßend: „Der Prophet gedenket Dein!" —

„In Freud' und Leid!" entgegnete die Schöne und erschrak nicht im geringsten, weil damals die schwachen Nerven noch gar nicht erfunden waren. „Du bist her-

angeschlichen, wie stark ermüdet, nimm den guten Platz!“ sagte sie weiter, stand auf und lehnte sich an den gebeugten Dromedar. Der Philosoph gab verschwenderisch Alles aus, was er von morgenländischer Galanteriesprache noch vorräthig hatte; doch mit den Worten: „Ha, du bist gewiß hungrig und durstig!“ sprang sie fort und bald wieder her mit Datteln und Milch; der Weise fing die Protestation wegen der Sitzvertreibung in erholten Gründen von neuem an und brachte so eine Theilung zu Stande, nicht eben mit strenger Grenzberichtigung.

Indem unser Philosoph aß, war es ihm recht behaglich, daß die Hoide erzählte, ihr Mann sey vom Emir berufen, einen Zug wider eine, befeindeten Nachbarn gehörige Karavane zu verstärken; wenn das Heldwerk sich füge, werde sie auf dem bereiten Kameele ihres Mannes Gepäck ordnen und bei seiner Wiederkehr einen schönen neuen Shawl bekommen, der ihr bisher immer verweigert sey. Als nun der Philo=

soph gegessen hatte, schien es ihm noch behaglicher, daß der Mann nicht störend war und in seiner Behaglichkeit erzählte er, Vertrauen erwiedernd: daß er eigentlich die Weiber wüthend hasse und die Geschichte von seinem angefangenen Buche konnte er nun, nach Schriftstellerart, gar nicht verschweigen.

Das Weiblein lachte viel und wollte die Schreiberei sehen, Abul Adef lachte wenig und wollte das Werk nicht sehen lassen, wurde auch fast nachdenklich, als die schöne Beisitzerin einen pausenlosen Lachmuth zeigte. Sie schien in sich sehr richtig begriffen zu haben: der Mann, welcher eine hübsche Frau mit Weiberhaß anschwatzte, müsse nothwendig ein Verlangen fühlen, bekehrt zu werden und im Ueberlegen, ob die Mühe wohl lohnhaft sey, rief sie aus:

„Höre, Du bist langweilig, wenn Du weiter nichts weißt, ich werde mich also munter reden, vielleicht Dich auch!“ — Abul Adef fand es respektwidrig, eines Philosophen Langweiligkeit zu bemerken, aber

nach vielem Reden wurde sich die Schöne selbst langweilig und sagte:

„Wenn ich nur gleich ein Spiel wüßte, — ah, kennst Du Diadeste?"

„Ich habe wohl davon gehört," meinte Abul Adef, „aber —"

„Du weißt nichts? Nun, Diadeste ist ein Spiel, welches unter zwei Menschen herum scherzt, indem Jeder, wenn er von dem Andern etwas bekommt, dabei sagen muß: Diadeste! — vergißt er's, kostet es ein Geschenk, wie es der Gewinnende begehrt. Ich spiele es mit meinem Manne schon seit dreißig Abenden und wir wollen es auch spielen, so lange Du hier bleibst!"

Der Philosoph nahm es an, auf seine weise Vorsicht bauend; so erregte sich eine Neckerei, wobei sich Keiner ertappen ließ, wohl aber Abul Adefs, bisher mit Bitterkeiten gegen die Weiber pensionirtes Talent zur Liebe wieder geschäftig wurde. Er war der Schönen belagerungssüchtig näher gerückt, sie hatte es geduldet; sein Arm hatte die schlanke Gestalt umgangen, zuletzt um-

fangen, sie hinderte es nicht; er war schmachtend, sie nichtachtend; er wurde traulich, sie laulich; er gluthbegehrend, sie matt entwehrend und eben gedachte er sie zu küssen, da gab sie ihm schon — eine Maulschelle.

Der verlegene Philosoph starrte die Schöne an, sie ihn, endlich stammelte er, sich die Wange reibend:

„Gott erhalte Deine schöne Hand bei dieser Kraft, es war ein tüchtiger Schlag!" —

„Und Du hast vergessen, dafür Diadeste zu sagen!" rief lautjauchzend die Schlaue, „ich erbitte mir mein Geschenk."

Froh, daß er den Augenblick zum Scherze werden sah, forschte er, was sie wollte und sie begehrte — das Buch, welches ihr endlich, nach einigen, traktatsmäßig unerlaubten Weigerungen eingehändiget wurde.

„Ich geb' es Dir wieder, noch ehe Du weiter ziehst und verbreite nichts davon, denn ich kann nicht lesen; aber meinem Manne sollst Du auch nichts vorlesen, er

ist ohnehin so eifersüchtig, daß Du nimmer so weise seyn kannst. Er ermordete uns, wenn er uns hier beisammen fände, drum dächt' ich, Du vergnügtest Dich im Wäldchen, bis er kömmt und dann tritt zu ihm, Gastfreundschaft verlangend."

Abul Abef war, in dem Schmeichelgefühle: die Schöne begehre sein, und zeige ihm Mittel bei ihr zu bleiben, nicht sogleich bereit, dem Rathe zu folgen; sein Weiberhaß hatte ihn lange in seiner Ursach gebannt, der Stumpfheit, die jetzt in Begehrung zusammenglühte. Er fühlte, man könne bei der Weisheit, die Weiber zu verspotten, sich selbst bequemer lieben im Verliebtseyn und es flog ihm der Gedanke durch die Weisheit: ein Oekonomie System der Liebe zu schaffen, nach welchem man einsammelt, wo und wie es geht und mit den sparlichsten Kosten es so leitet, bis sich Alles von selbst fügt, damit man durch die Fügung bald und vergnügt weiter ziehe. Es ist dies ein System, welches erst in unserm liebesparenden Zeitalter die rechte An-

erkennung und Ausbildung findet und da ein Hauptspruch lehrt:

> Nicht säumend, nein, vermessen
> Fang' an,
> Was morgen schon vergessen
> Seyn kann! —

so versuchte unser Philosoph in aller Geschwindigkeit seine Weisheit, die aber an der Eisheit des lustigen Weibleins abprallte; sie meinte, seine Liebe habe recht viel Verstand, sie liebe aber nun einmal eine Liebe, bei der die Menschen gleich den Verstand verlören. Das ließ sich Abul Adef gesagt seyn, und da ein modischer Weltweiser immer darauf eingerichtet ist, den Verstand zu verlieren, so machte er dies bald ab und bekam eine Ahnung von unserer jetzigen Aesthetik, indem er die Schöne versicherte:

> Den innern Gluthen ist dein Blick ein rascher Zunder,
> Bin ich auch ganz gesund, er macht mich noch gesunder,
> Das Ecke scheint mir rund und alles Runde runder!
> Thust Du es, wird sogar das Dümmste mir zum Wunder;
> Denn einen Nimbus giebt mein Herz dann jedem Plunder,

Und brausend zitter'ts hell im innersten Geblüte:
Der Erde Glanzbild sind zwei liebende Gemüthe!

„Bravo! Bravo! so gefällst Du mir schon besser!“ lispelte die Holde, „jetzt aber mach dich fürerst zurück in das Wäldchen und komm bald wieder!“ Und es lag eine so innige Freude in ihren Augen, daß der Philosoph, als er sich wirklich erhob, durchaus nicht weiter kam, als vom Sitze zu ihren Füßen.

Da lag er händeringend und saumküssend und nach Stammeln und Sammeln wagte er einen unverdeckten Angriff mit folgenden Sturmworten:

O Du, der Weisheit Machtgebot!
Du, meiner Sehnsucht Ende!
Du, meines Himmels Morgenroth!
Du, alles Jammers Wende!
O Du, der Gottheit Musterschaft
Einst bei der Schöpfung Thaten!
O Blüthen-Blüthe aller Kraft
Der langen Menschen-Saaten!
O Sonne nach Gewitternacht!
O Mond in wilder Schauernacht!
Der Wüsten Quell' und Schatten!
Laß mich, Du Seel' im todten All!
Du meines Herzens Wiederhall!
In Qualen nicht ermatten!

Und rührt Dich nicht die wilde Noth,
Willst Du mich kalt verderben,
O, so befiehl nur: welchen Tod?
Ich eile ihn zu sterben!

Zuckend und fast schon erstorben küßte er den Sand, da schrie die Schöne:

„Engel zur Rechten, hilf uns! dort kömmt mein Herr, wir stehn am Grabe!“ — Nicht so schnell kann sich Abul Adef einst auf den Ruf des Propheten erheben, als er es jetzt that.

„Nicht nach dem Wäldchen, mein Mann müßte Dich sehen, rasch in das Zelt!“ — Der Weise folgte, stumm vor Schrecken; aber mit noch größerem wurde entdeckt, daß hier nirgend Raum sey zum Verbergen, bis endlich Abul Adef einen Kastenbehälter erspähte und sich hinein klemmte.

„Sey still, wie todt!“ heimlichte das Weibchen noch, schlug dann den Kasten zu und nahm den Schlüssel zu sich. Lange harrte er, die Wüste fing an ihm ein Paradies zu scheinen gegen seinen jetzigen Aufenthalt; endlich hörte er sprechen. Der Araber berichtete, der Zug sey verschoben

und eben erlauschte der Eingekastete athemschöpfend, daß der Mann sich wieder entfernen wollte, sein Roß auf die Weide zu senden, da begann das Weiblein, aus dem treuesten Gedächtnisse, das eben erlebte Abentheuer zu erzählen, ja sogar mit poetischen Lügen auszuschmücken. Abul Adef lag in völligem Ohnmuth, der Grimm des Arabers wurde immer brausender und als die Frau nun sagte: „der Verwegene ist noch in der Nähe, versteckt in jenem Kasten!“ da empfand der Philosoph mit Zähneklappern, das sein schmaler Behälter ihm die letzte Station zur Ewigkeit sey.

Der Mann wüthete auf den Kasten zu, ein Stoßseufzer, untermischt mit Flüchen auf die Weiber, murmelte sich aus der Brust des Weisen, als er an seinem Sterbelager gewaltig arbeiten hörte.

„Wo ist der Schlüssel?“ brüllte der Araber.

„Da hast du ihn!“ entgegnete das Weib, hinstürzend ergriff ihn der Mann und wollte eben wieder zurück, da erklang

ein gellendes Gelächter vom Weibe und der Jubelruf:

„Du hast vergessen, Diadeste zu sagen, als Du den Schlüssel nahmst, ich bekomme meinen Shawl! Siehst Du, nun bist Du endlich doch geprellt, ich bekomme meinen Shawl!

So jauchzend tobte sie mit Freudensprüngen um den Gemahl, der enthirnt und verblüfft erst keinen Laut übrig hatte und die Schlaue sprach rasch weiter:

„Eigentlich begreif' ich gar nicht, wie Du ein so schlecht ersonnenes Mährchen mir glauben konntest; es müßte ja ein Verrückter seyn, der da meinte, so im Vorbeigehen Weibertreue zu entführen, aber da seh' ich recht, wie Deine Eifersucht Deine Klugheit gleich in die Flucht schlägt, indessen — Dank der Einsamkeit, welche diese List mir lehrte, ich bekomme meinen Shawl!"

Eingekirrt von Küssen und beschämt durch eine Strafrede gab der Araber, doch

sehr zögernd, den Schlüssel zurück, brummte aber schwankend und verdrüßlich:

„Du hättest mir den Aerger wohl ersparen können, um einen Shawl war die Lüge zu ernsthaft!“ O der Albernheit! nicht einmal zu wissen, daß um einen Shawl eine Frau wohl hundertmal den Mann mit dem größten Vergnügen ärgert! — Hier schilderte nun aber die Holde das Laster der Eifersucht noch mit schlagenden Farben, bewies: daß nur im Bestrafen Heil sey und sprach dabei so herzschüttelnd, daß nach des Mannes Abbitte ein liebliches Versöhnen folgte.

„Doch mein Roß!“ rief endlich der Araber, — „ach ja, und das Kameel muß ja auch wieder zu seinem Platze, wie freu' ich mich, daß Du bei mir bleibst!“ — so stimmte das Weiblein des Mannes Rede bei und begleitete den Mann, ihn sanft schiebend, zum Zelte hinaus. Ehe aber noch Abul Adef sich in sein gerettetes Leben wieder hinein denken konnte, war sie rasch

zurück, schloß hastig den Kasten auf und rief dem Todmatten zu:

„Jetzt zieht Eurer Straße, Ihr seyd nur eine Stunde von Saana; da habt Ihr auch Euer Buch zurück, vergeßt aber nicht, dieses Stückchen mit einzuschreiben, mein tiefgescheidter und hochwissender Philosoph! und wünschet Ihr noch, daß ich Euch einen Tod befehlen soll, so gehet hin und sterbt an Galle!"

Ein Blitz der Rache zuckte durch den weltweisen Kopf; da sich aber in der Hand des Weibleins ein Dolch bemerklich machte, war Abul Adef schreckenkräftig zum Zelte hinaus mit dem Scheidegruße: „Pest, räche mich!" und das Weiblein kicherte noch still in sich hinein, als er, fern von der Gefahr, sein Rednertalent wieder erwachen fühlte in folgendem Ergusse:

„O Ihr vom Satan versuchte und von Gott verfluchte Weiber! Die Erde verweigerte einst den Schöpfung=Stoff für Euch und der Mann mußte sich erst bestehlen lassen, damit Ihr nur erschaffen werden

konntet! Die Schlange war eure erste Unterhaltung, die Schlange ist Eure Lehrmeisterin durch das ganze Leben; wir Männer gaben es Euch, Ihr machtet uns mit dem Tode ein Gegengeschenk und ich kann nicht an das Paradies jenseits glauben; so lange es noch ein Weib giebt, wird es der Teufel finden, um uns auch dies zu entprellen!"

So flüchte er sich nach Medina und Mekka und wieder zurück, betrog nun im erneuten Grimme das Volk mit gewaltigen Wundermährchen, deren Aufsuchung denen zu empfehlen ist, die egoistisch mystisch die Vernunft zum Mährchen machen wollen. Nachdem aber Abul Adef dem Volke so viel Gläubigkeit beigebracht hatte, als zu einer honetten Dummheit nöthig ist, da schrieb seine Weisheit bis zur Greisheit nur Aktenstücke und Belege zu Mahomets Worten:

„Ich sah das höllische Feuer und die meisten Bewohner waren Weiber, die es durch Unglauben verdienten. Sie verläugneten Gott und ihre Männer und die Wohlthaten des Lebens. Gieb einem Weibe die

Welt

Welt zum Geschenk und laß ihm hernach geringes Leid geschehen, so spricht es: Du hast mir nie Gutes gethan!“ — Ja, der Philosoph trug seinen Haß noch über das Daseyn hinaus, durch diese hinterlassene Grabschrift:

Weil uns das Weib gebar, folgt uns ein ew'ges Wehe!
Des Weibes Schuld ist's, daß ich, Weiser, hier vergehe,
Doch selig bin ich auch, weil ich kein Weib mehr sehe!

So hätte ich denn, schöne Leserinnen, diesen Weiberhasser zur Erde bestattet, aber ich wünsche doch von Herzen, daß diese Männerart nicht aussterbe, damit sich die Gunst der Frauen minder vertheile. Der Wiedererzähler dieses Scherzes empfiehlt sich Allen zu aller Freundlichkeit, die zu vergeben und noch nicht vergeben ist.

Der verkaufte Knabe.

Erzählung

von

Heraklius.

Wilhelm Horner hatte in seinem drei und zwanzigsten Jahre eine derjenigen Uebereilungen begangen, die so mancher Weichherzige hienieden begeht: Er hatte geheirathet. — Horner war Offiziant und hatte nur erst ein unbedeutendes Gehalt. Ein Paar Hundert Thaler, die er geerbt, machten ihm indeß plötzlich Lust, die Wünsche seiner Liebe gekrönt zu sehen, und — in der Erwartung, daß sein Gehalt sich vielleicht bald vermehren werde, wollte er's einmal wagen, die kleine Erbschaft als den Vorboten seiner Zulage anzusehen. Allein

Horner hatte sich verrechnet. — Ein Jahr nach dem andern verstrich, aber die Zulage — blieb aus.

Der Himmel mußte am Ende selbst Erbarmen mit ihm fühlen, indem er, nach dem vierten vergeblich durchharrten Jahre, Horners Gattinn zu sich nahm. Wie sich unser Wittwer darüber mehr oder minder tröstete, wollen wir nicht untersuchen, genug: noch drei ganze Jahre verflossen, ehe sein Zulage-Traum zur Wahrheit ward. — Selbst die Erhaltung eines einzigen Knaben ward ihm schwer, und er konnte, trotz der Liebe, die er zu dem Kinde hegte, im geheimsten Innersten seines Herzens des leisen Wunsches sich nicht erwehren: daß der Himmel, der doch unfehlbar weit größere Schätze als er besitze, auch den Knaben noch in seinen allerhöchsten Schooß hinnehmen möge!

Als er eines Tages, so in Gedanken verloren, vor dem Thor mit demselben spatzieren ging, kommt plötzlich eine stattliche Halbkutsche gefahren, in welcher ein

Herr mit einer Dame sitzt. Die Kutsche fährt ganz langsam, und Beide sahen mit aufmerksamem Vergnügen dem munteren Knaben zu, der, von seinem Vater unbeachtet, ganz seiner schuldlosen Unbefangenheit nachhängt. Ein kleiner bunter Schmetterling ist gerade sein Haupt-Spielwerk; er lockt ihn von einer Blume zur andern und will sich gar nicht fangen lassen. Endlich fliegt er der Halbkutsche zu und husch! darüber hinweg. Heinrich sieht ihm wehmüthig nach. Da hält eine schöne Hand ihm plötzlich einen prachtvollen Kasten hin, und ein weggezogener Schieber läßt ihm funfzig Schmetterlinge sehen, von denen der gewöhnlichste den bei weitem verdunkelt, der unserm Heinrich so eben davon geflogen. Er steht, in Entzücken verloren, immer den schönsten suchend, immer freudig noch einen schöneren findend.

„Wie, wenn die so Alle Dein wären?“ spricht die Dame mit sanftem zutraulichen Ton. — „Alle?“ fragt der kleine Heinrich verschämt, — „Alle und noch ein Mal so

viel, noch weit schönere" antwortet der vornehme Herr, „wenn Du dafür hier in den Wagen steigen und von nun an unser sein willst." — Heinrich schwieg. — „Willst Du das, kleines Blauauge?" fragte die Dame, ihm freundlich die rothen Wangen streichelnd. — Heinrich sah sich ängstlich nach dem Vater um. „Ach nein, das darf ich nicht," sagte er endlich und der Herr erwiederte: „Ja, dann fliegen Dir auch alle die Schmetterlinge fort!" — und befahl dem Kutscher: „Franz, dreh' einmal um, und fahre uns geschwind zu dem Herrn dort hin. Der Kleine kann nachlaufen." — Der Wagen fuhr in vollem Gallop Horner nach, der sich erschrocken umsah und noch mehr erstaunte, als er seinen Heinrich hinterher gehüpft kommen sah, der dem fremden Herrn triumphirend zurief: „Hoho, da bin ich auch schon!"

Man verständigte sich bald und nachdem der Herr im Wagen einige Fragen über Horners häusliche Lage gethan, die dieser ziemlich unumwunden beantwortet,

machte der Erstere mit einem Male eben so offen den Vorschlag: „ob Horner ihm seinen niedlichen kleinen Knaben nicht abtreten wolle." — Horner sah ihn bedenklich an. — So schwer ihm der Unterhalt seines Kindes auch ward, so war es ihm doch zu theuer, als daß er sich so leicht davon hätte trennen können; er lehnte es anfangs geradezu ab. Allein der Graf besaß ein eigenes Vermögen zu überreden, ein Vermögen, das schon so manchen guten Vor- und Grundsatz wankend gemacht, nämlich: Gold! Nachdem er Horner erzählte: daß er einen eben solchen Knaben durch den Tod verloren habe, und mit seiner Gattinn lange Jahre sich vergebens nach einem Ersatz gesehnt, bis er gerade zufällig hier in diesem Kinde eine so auffallende Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Herrmann treffe, setzte er ohne Weiteres hinzu: ihm und seiner Gattinn sei zu viel an der Glückseligkeit des Wiederbesitzes eines solchen Knaben gelegen, als daß er sich nicht gern zu einer angemessenen Schadloshaltung verste-

hen wolle, wenn er anders Horner damit nur nicht beleidige. — Horner wankte. — Er liebte seit drei Monaten die Tochter eines Kaufmanns, jung, niedlich, reich; aber — die Eltern wollten ihr einziges Töchterchen nicht gern an einen so armseligen Wittwer vergeben. Sein Ziel stand ihm jetzt zu nahe und er wollte eben zugreifen, da fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß es, — Anstands halber, — doch wohl schicklicher sei, wenigstens zum Schein sich eine kleine Bedenkzeit auszubitten, und das that er denn in Unterthänigkeit — bis morgen. —

Der Rückweg sahe nichts mehr vom vorigen Tiefsinn. Horner trug den Kopf so hoch, wie vor sieben Jahren, als er sich seine Erbschaft geholt hatte, und von der Bedenkzeit war, mit dem ersten Schritt über seine Schwelle, nichts mehr zu verspüren. Denn er fing augenblicklich an, Heinrichs Wäsche und sonstige Sachen zu ordnen, und hörte nicht auf, dem kleinen Käufling den Mund nach seinem zukünftigen prächtigen Leben so lüstern zu machen,

daß der arme Knabe die ganze Nacht über vor freudiger Erwartung kein Auge zuthun konnte. — Am Morgen war Horner schon früh auf, half Heinrich sorgfältig sein bestes Kleidchen anziehen, und prägte ihm vor allen Dingen ein: daß er sich ja hübsch artig und wohlanständig betragen solle, damit der vornehme Herr nichts Böses von ihm sähe.

Ob nun der Graf wirklich des hübschen Kleidchens und der eingeprägten Sittsamkeit wegen bei seinem Entschluß von gestern beharrte, als er Horner mit seinem Knaben wieder eintreten sah, oder ob er auch ohne Beides dabei beharrt haben würde, genug, der Graf und seine Gemahlinn blieben dabei: den kleinen Heinrich, wegen seiner auffallenden Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Herrmann, für jeden Preis zu erstehen. — Das wußte Horner nun wohl nicht, und erschrak daher schon freudig, als er den Grafen die Summe

Tausend aussprechen hörte. Gleichwohl hielt er — zum Schein — noch ein wenig mit seiner Zustimmung inne, da bot der Graf augenblicklich das zweite Tausend. Nun hatte sich Horners Ohr schon etwas an das Schreiende des Worts gewöhnt, und er mochte denken: Wenn es denn doch einmal auf die Tausende abgesehen ist, so mögen auch aller guten Dinge Drei sein. Indem er nun noch zögerte, sprach der Graf auch wirklich schon seinen Wunsch aus. Horner befürchtete: zu unbescheiden zu werden, wenn er noch schwieg, und sich wohl gar am Ende dadurch um seine ganze Erwartung brächte. Mit einem etwas linkischen Complimente bat er daher: „nicht höher zu gehen" und — o Glück ohne Gleichen! er erhielt augenblicklich eine Anweisung auf die zugeschlagene Summe, binnen acht Tagen zahlbar. — Mit einem tiefen devoten Bückling empfahl er sich. Der Abschied von seinem Heinrich ward ihm vor Freude fast gar nicht schwer. Noch einmal benutzte er sein väterliches Ansehen

gegen ihn, um ihm eine immer recht wohlanständige Aufführung zu empfehlen, küßte ihn dann zum letzten Male und — war zur Thür hinaus, ehe das arme Kind einmal recht begriff, was eigentlich mit ihm vorging. —

Noch hatte Horner keine Frist seines Lebens so lange gedauert, als der Ablauf der acht Tage, nach denen die Anweisung erst zahlbar sein sollte. Mit dem Frühesten des bestimmten Tages war er schon im Comptoir des Handlungshauses, seine Anweisung in der Hand. Die Zahlung geschah richtig. — Horner mußte alle Kräfte aufbieten, um seine kindische Freude über den Besitz des vielen Geldes nicht zu sichtbar werden zu lassen, so entzückt war er in seinem Bewußtsein: jetzt ist deine Leonore unbezweifelt die Deinige! — Er lag nur noch im Zweifel, was er mit seinem Gelde eigentlich anfangen sollte? Sein spekulativer Kopf beherrschte jetzt einmal auf einige Zeit den Drang seines liebeglühenden Herzens, um nicht gleich hin zu laufen

und sein Entzücken vor der Erwählten aus zu schütten. Er verschloß sein Glück einmal in sich selbst, um erst reiflichst zu überlegen: in welchem Gewande er es ihr — oder hier galts vielmehr der Mutter — am anziehendsten vorstellen sollte. — Da öffnete seine Glücksgöttinn noch einmal ihr Füllhorn, und überschüttete ihn — mit der lange ersehnten Zulage, reichlicher als er es erwartet hatte. Nun war das Herz wieder oben. Er schrieb sogleich an Leonoren:

„Mein engelliebes Mädchen!"

„Dreimal glücklich darf ich mich seit „zwölf Tagen nennen: Erstens ist Dein „Hauptanstoß geschwunden dadurch: daß „mein Knabe mir von einem reichen Manne „ab- und an Kindesstatt angenommen wor„den ist. Zweitens: ist auch Deiner Mut„ter Anstoß geschwunden, dadurch: daß „mein Gehalt sich gerade um die Hälfte „vermehrt hat, und Drittens: ist uns ne„benher noch so im Hinterhalt eine kleine „Freude geworden, indem ich ein nicht un„bedeutendes Sümmchen in der Lotterie (?)

„gewonnen habe, das ich, wenn Du mich „jetzt mit Deinem theuern Händchen be„glücken willst und darfst, baar zurücklegen „werde, damit wir, ganz nach Deinem Ge„fallen, irgend ein Geschäft damit anfangen „können. — Zeige diesen Brief Deiner ver„ehrungswürdigen Mutter und sage mir, „wann ich so glücklich sein darf, Dich in „meine Arme zu schließen als Dein

entzückter Wilhelm."

Daß auf eine so günstige Anfrage keine ungünstige Antwort erfolgen konnte, ist begreiflich. Der entzückte Wilhelm kam, sahe und — siegte. — Die Trophäen dieses Sieges bekundeten sich nach neun Monaten in — einem zweiten kleinen Heinrich, der nun natürlich weder Mutter noch Großmutter ein Dorn im Augapfel, sondern vielmehr Beiden totum pro parte (d. h. Beider Augapfel) war. —

Wir lassen ihn indeß getauft und groß werden, und bekümmern uns einstweilen um das Haupt der Erzählung: Heinrich den Ersten.

Dieser wuchs zur Freude heran, und entfaltete dabei ein so liebenswürdiges Herz, und so vortreffliche Anlagen, daß die hochgebornen Pflegeeltern hätten stolz darauf sein dürfen, ihn ganz den Ihrigen zu nennen. Natürlich fehlte es ihm an Nichts. Keiner seiner Wünsche blieb unerfüllt, denn er konnte immer so höchst bescheiden, so einschmeichelnd bitten, daß seine Eltern das offene liebe Gesicht unmöglich hätten betrüben können. Heinrich lohnte ihnen dagegen mit einer kindlichen Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit, die manchem rechtmäßigen Kinde hätte Vorbild seyn können. —

Es wurden ihm später mehrere Hauslehrer gehalten, um sowohl seinen Geist als auch seinen Körper aufs Vortheilhafteste auszubilden; Heinrich entsprach jeder Erwartung. Seine natürlichen Anlagen standen mit seinem innigguten Willen im vollkommensten Gleichgewicht, und aus dem liebenswürdigen Knaben reifte ein noch liebenswürdigerer Jüngling heran.

Heinrich war drei und zwanzig Jahr

alt. — In einem der nahe gelegenen Dörfer, welche seinem Pflegevater gehörten, hielt sich bei einem Land-Prediger die Anverwandte von dessen Frau, ein junges liebliches Mädchen von 17 Jahren, auf, welche von ihren Eltern aus der Residenz alle Frühjahr dorthin geschickt ward, um im Sommer-Halbjahr auf dem Lande sich zu erfreuen.

Heinrich sahe sie, und es war nicht möglich, daß zwei Wesen, von beiderseitig so hervorstechend angenehmer Bildung, nicht augenblicklich für einander die heftigste Neigung empfinden sollten.

Heinrich ward es nicht müde, das Dörfchen und den Prediger heim zu suchen, und Adelheid nicht minder, den Platz am Hecken einzunehmen, um den schönen Heinrich schon von fern auf seinem stolzen Rappen daher reiten zu sehen. —

Das Verhältniß der Liebenden wurde bald besprochen und der Prediger, der am Ende doch wenigstens seine Schuldigkeit nicht unterlassen wollte, fragte einmal so

gelegentlich an: „ob es denn auch wohl seine Richtigkeit mit des gräflichen Herrn Vaters Einwilligung habe?' — Allein wie verwunderte er sich, als dieser noch von ganz und gar nichts wußte, und über eine so unerwartete Nachricht seine Ungehaltenheit kaum verbergen konnte. Dies war genug für den Prediger. — Adelheid war am andern Tage nicht zu sprechen, und der arme Heinrich mußte mit Schmerz hören: „sie sei plötzlich von einer so langwierigen gefährlichen Krankheit befallen, daß auf lange Zeit Niemand zu ihr gelassen werden dürfe." Er drang in den Prediger: sie ihn wenigstens heut noch auf einen Augenblick sprechen, oder nur sehen zu lassen. Der Prediger lehnte es aber durchaus ab. — Heinrich ward zudringlich, immer ungestümer — auf einmal hörte er Adelheid ganz deutlich im anstoßenden Zimmer schluchsen. Er springt zur Thür, reißt sie auf, und — er hat sich nicht geirrt. — Er stürzt zu ihren Füßen: „Meine Adelheid! was ist Ihnen wiederfahren? Ich beschwöre

Sie bei dem höchsten Gott! ich weiche nicht eher von dieser Stelle, als bis ich Alles, Alles weiß!" Adelheid schwieg. Da trat der Prediger herzu: „Mein junger Graf, Sie nannten mich oftmals Ihren Freund. Vergeben Sie einem Freunde wohl, wenn er Ihnen einmal ehrlich und offen die Wahrheit sagt?"

Heinrich sprang auf: „Ich fordere sie von allen meinen Freunden!" — Der Prediger bat ihn, nach seinem Zimmer zurück zu kommen und sagte: „Herr Graf, ich hatte bis jetzt geglaubt, Ihr Herr Vater wisse vielleicht um Ihr ganzes Verhältniß, und — ich bekenne leider mit Betrübniß, daß ich es immer nicht für so gefährlich gehalten, als ich vor einigen Augenblicken mich nur zu sehr davon überzeugte. Ich habe gestern das Glück gehabt, Ihren Herrn Vater zu sprechen, und muß mit Erstaunen hören, daß er nicht allein noch von gar nichts weiß, sondern — warum soll ich Ihnen die Wahrheit verheh-

hehlen! — daß er das Verhältniß sehr mißbilligt. Herr Graf, ich darf Sie nicht auf den Abstand aufmerksam machen, der zwischen Ihnen" — —. Nichts davon, mein ehrlicher Freund, entgegnete Heinrich, wer sind Adelheids Eltern, und wo halten sie sich auf?" — Als er erfahren hatte: „Es ist der Prediger M*** in *l*" sprach er weiter: „Genug. Jetzt noch einmal zu meiner Adelheid und — — mein Vater soll aufhören, auf mich zu zürnen!" Adelheid weinte noch heftig. Heinrich nahte sich ihr mit Würde, und reichte ihr die Hand: „Meine Adelheid, Ihre Hand! — Es könnte sein, daß ich Sie lange, lange nicht wiedersehe! Bis dahin — leben Sie wohl!!" — Ein inniger Händedruck, — und Heinrich war zur Thür hinaus.

Erst spät kam er nach Hause und begab sich sogleich auf sein Zimmer. Am andern Morgen war er wieder ganz heiter oder schien es wenigstens, der Vater war etwas ernst und zurückhaltend gegen ihn;

Heinrich that indeß, als merke er nichts davon.

So vergingen etwa acht Tage. Heinrich ritt nicht mehr allein aus, oder doch nur Morgens auf ein Stündchen. — Der Vater ward wieder freundlicher und offener gegen ihn. — Da kam eines Tages der Prediger wieder zu dem Grafen und meldete ihm: „daß seine Nichte heut plötzlich aufgefordert sei, sogleich nach Hause zu kommen, und zwar in Folge eines Schreibens, welches die Eltern des Mädchens von unbekannter Hand aus der hiesigen Gegend empfangen hätten. „Herr Graf," setzte der Prediger hinzu, „ich sollte es natürlich nicht wagen, den Verfasser jenes Briefes errathen zu wollen, aber, ich gestehe Ihnen ehrlich, Ihr Herr Sohn hat sich, auf eine bloße Erinnerung von mir, so höchst edel benommen, daß jener Brief durchaus unnöthig war." — Welcher Brief? fragte der Graf, er empfing ihn und ausrufend: Mein Gott! das ist ja die Hand meines Sohns! — las er:

„Mein Herr!“

„Ein Unbekannter, der Sie auch in der Ferne schätzt, wünscht eine Gefahr von Ihnen ab zu wenden, indem er Sie hier durch auffordert, Ihre Tochter, sobald es Ihnen möglich ist, wieder zu Sich zu nehmen. — Ein junger wohlgebildeter Mann, von reichen, vornehmen Eltern, hat ihre Bekanntschaft gemacht, und — wenn auch sein Herz noch so rein ist — wer kann für die Folgen einer so jungen feurigen Liebe einstehen, wenn ein unglückseligr, nicht zu berechnender Augenblick plötzlich die Gelegenheit zur Verführung darbietet? — Noch mehr: die Eltern des jungen Mannes haben sein Verhältniß erfahren, und mißbilligen es. — Sie sind Vater und wissen jetzt, was Sie wissen mußten. Ihnen bleibt der Erfolg überlassen.“ Mit der wärmsten Hochachtung der Ihrige H.“

„Der Brief ist mein, lieber Prediger! sagte nun der Graf, wo fände ich ein schöneres Dokument der reinsten kindlichen Aufopferung, als in diesem Briefe?!“ — Sa-

gen Sie mir: ist das Mädchen schon fort?“ — „Sie reiset morgen mit dem Frühesten,“ berichtete der Prediger und der Graf entschied: „Ich wünschte sie kennen zu lernen, ich lasse gleich anspannen.“ — Der Prediger mußte sich mit in den Wagen des Grafen setzen. —

Nach einer kurzen Unterhaltung mit Adelheid mußte der Graf sich eingestehen: daß unter jedem anderen Verhältniß kein weibliches Wesen dem Herzen seines vortrefflichen Heinrichs mehr entsprechen könnte, als gerade Adelheid. Es machte ihn im Innersten wehmüthig, zwei Herzen geschieden zu haben, die so ganz für einander geschaffen waren, und, wer weiß, was er gethan hätte, wäre Heinrich nicht in jedem Fall noch zu jung gewesen. Auch mochte er ihn jetzt nicht gern um das Bewußtsein einer so höchst edelmüthigen Aufopferung bringen, als in der Entsagung seiner Adelheid lag.

Es war Herbst; der Graf gab einige Bälle. Die schönsten anziehendsten Fräulein der umliegenden Gegend wurden dazu eingeladen. Heinrich schien sich anfangs darin zu gefallen; es war ihm etwas Neues. Aber keine der Schönheiten wollte ihn fesseln. Er ging an Allen vorüber; eine Adelheid war nicht unter ihnen. — Die Bälle wurden von einigen der Theilnehmer erwiedert. Heinrich gefiel überall, mehrere Familien wünschten sehnlich, ihn an sich zu ziehen; allein es wollte nicht gelingen. Er entzog sich anfangs möglichst dem Tanz, zuletzt der ganzen Einladung.

Dem Grafen fing an, bange zu werden. — „Lieber Heinrich," sagte er eines Tages, „Dir ist nicht wohl, Dir fehlt etwas. Ich habe Dich zerstreuen wollen, aber es ist mir nicht geglückt: willst Du etwa eine Reise machen?" — Heinrich erwachte wie aus einem Traum. „Ja, mein Vater," rief er freudig aus, „das ist der innigste Wunsch meiner Seele!" — Der

Winter verstrich, und mit dem beginnenden Frühjahr wurden die Anstalten zur Reise getroffen. „Ich würde Dich begleiten, Heinrich, wenn ich nicht zu sehr hier gefesselt wäre;“ sagte der Graf, „aber Du bedarfst auch keines Führers. Ich habe Dich geprüft. Wer so fest ist, für den bedarf es nur des väterlichen Wunsches: Bleibe gut und reise mit Gott! — Dein Reisegeld liegt bereit; ich beschränke Dich in Nichts. Reise, wohin, so weit und so lange es Dir gefällt. Wenn ich nur weiß, daß Du gesund bist, werde ich immer froh sein! Schreibe mir auch hübsch bisweilen. Briefe sind der sicherste Maaßstab des dauernden kindlichen Vertrauens gegen die Eltern. Lassen die nach, so wird auch Deine Anhänglichkeit an uns nachlassen; und das würde der größte Schmerz für mich sein!“ — Heinrich fiel seinem Vater gerührt in die Arme: „Mein geliebter Vater,“ sagte er, „können Sie glauben, daß ich jemals fähig wäre, ihre unendliche Güte zu vergessen? — Nur, weil es Ihr Wunsch ist, daß

ich reisen soll, darum ist es auch der meinige! — Ich werde genießen, was ich zu meiner Belehrung genießen kann; aber der höchste Genuß wird es für mich bleiben, wenn ich mich in Gedanken mit meinen geliebten Eltern beschäftigen kann, und sollte ich auch tausend Meilen weit von Ihnen entfernt sein!"

Es war März, mit Anfang Mai wollte Heinrich abreisen; da erkrankte plötzlich der Graf. Einer der geschicktesten Aerzte, den Heinrich selbst aus der Residenz herbei holte, schüttelte bald bedenklich den Kopf. Heinrich war außer sich vor Schmerz. Er wich keinen Augenblick von seines Pflegevaters Bette, so daß der Graf ihn selbst oft dringend bitten mußte, seiner mehr zu schonen. Alle Pflege war indeß vergeblich; die Krankheit verschlimmerte sich von Tage zu Tage, die letzten Hülfsmittel wurden — ohne Erfolg — angewandt, und am acht und zwanzigsten Tage — verschied der Graf. — Es

ist, wie wir ihn kennen, überflüssig, Heinrichs heftigen Schmerz zu schildern. Nicht minder groß war indeß auch der Schmerz seiner Mutter, so wie die Betrübniß Aller, die den Grafen genauer gekannt hatten. Denn von Allen war er wie ein Vater verehrt und geliebt worden.

Man schritt endlich zur Eröffnung des gräflichen Testaments. Da der Erblasser keine ehelichen Kinder hinterließ und seine zweite Gemahlinn nur ein armes Fräulein gewesen war, so hatte er aus besonderer Vorliebe für Heinrich, und um seine Linie nicht aussterben zu lassen, Heinrich zum Universalerben aller seiner sehr beträchtlichen Güter eingesetzt, mit Ausnahme eines einzigen, als anständigen Wittwensitz für seine Gemahlinn. —

Welchen Eindruck eine solche Nachricht auf Viele in Heinrichs Lage gemacht haben würde, das wird so Mancher sich selbst beantworten! — Heinrich aber empfand hierbei

ganz anders. Sich seines Ursprungs nur zu gut bewußt, kränkte es ihn im Innersten seiner Seele, sich, in diesem Verhältnisse, ohne weiteres Verdienst, den Banden des Bluts vorgezogen zu sehen, wodurch die Gattin doch einmal an den Gatten geknüpft gewesen. Er konnte es kaum erwarten, daß die Gerichtspersonen sich wieder entfernt hatten, und er mit seiner Mutter allein war.

„Meine theure, liebe Mutter," sagte er, „das Testament Ihres Gemahls hat mich sehr unglücklich gemacht. Lassen Sie es uns umstoßen und — unsere Antheile vertauschen! Sie waren mir ja stets die gütigste Mutter, Sie werden eine eben so gütige Vormünderin sein! — Das Erbtheil meines Vaters ist das Ihrige, und erst von Ihnen will ich das als Eigenthum annehmen, was Ihre Güte mir durch ein neues Testament zusagen wird. Ich bin noch jung, mein Herz ist weich, und so, ohne alle Erfahrung, soll ich jetzt in die Welt treten, mit einem Reichthum ausge-

stattet, den ich selbst noch nicht einmal gehörig zu würdigen verstehe. Leiten Sie mich erst dazu an, meine geliebte Mutter, und lehren Sie mich erst den herrlichen Schatz finden, ohne den der größte Reichthum der Welt Nichts ist: die Kunst, ihn richtig anzuwenden!"

Die Gräfin war innigst bewegt durch diesen Antrag, und lehnte ihn durchaus ab. Allein Heinrichs Ueberredung und — das Ueberredende der Sache selbst, war am Ende doch eindringender, sie mußte nachgeben. Heinrich ruhete nicht eher, als bis das Testament völlig umgestoßen und die Erbschaft ohne alle Einschränkung auf seine Mutter übertragen ward."

„Nun habe ich nur noch eine Bitte, meine theure Mutter," sagte er. „Ich fühle mehr als jemals, daß ich der Zerstreuung bedarf, mein Vater versprach mir damals eine Reise und versprach mir zugleich, mich in Nichts zu beschränken, ich sollte so weit und so lange reisen dürfen, als ich nur wollte. — Die Verhältnisse haben sich

geändert, und es ist mir Pflicht, Ihre Befehle von Neuem darüber einzuholen.“ — Die Gräfin bestätigte unbedingt Alles, was der Graf ihm zugesagt und so reisete Heinrich ab. —

Der Sommer war indeß verstrichen und er beschloß daher den Winter da zuzubringen, wo die ganze Sehnsucht seiner Seele ihn längst unwiderstehlich hinzog — in Italien. Vor Allem wollte er indeß *l*, seinen Geburtsort besuchen, um, wo möglich, etwas über seinen rechten Vater zu erfahren, obgleich er sich fest vornahm, ihn nicht zu sehen, wenigstens nicht zu sprechen. Der Gedanke, daß er einst so förmlich verhandelt worden, und die Leichtigkeit, mit der der Vater sich seines Kindes entsagt, und in zwanzig Jahren kaum ein Paar Mal nach ihm gefragt hatte, blieb immer empörend für ihn und erregte allemal die widersprechendsten Gefühle in seiner Seele. Mit seltsamer Beklommenheit betrat er daher die Schwelle des Hauses, wo er geboren wor-

den, wo er die ersten glücklichen Stunden seines Lebens zugebracht, und wo er seine Mutter, die ihn immer so innig geliebt, verloren hatte. Er ließ sich unter einem Vorwande die ganze Wohnung, die sein Vater damals besaß, zeigen. Alles war verändert, und doch drang ihm jedes kleine Plätzchen unwiderstehlich die Erinnerung an seine hier verlebte Kindheit auf, und erfüllte seine Seele mit einer sonderbaren Wehmuth. — Sein Benehmen fing endlich an, aufzufallen, er empfahl sich. Aber noch hatte er kein Wort von seinem Vater gehört. Er ließ sich zum Wirth führen, gab sich für den Sohn eines alten Universitätsfreundes von Horner aus, an den er empfohlen sei, und fragte, ob er hier nicht vielleicht nähere Nachricht über denselben erhalten könne, da er doch einmal hier gewohnt habe. — Folgendes war in Kurzem, was man über ihn wußte: „In Horners neuer Ehe gesellte sich zu dem zweiten Heinrich, — später auch noch eine kleine Ida. — Seine Frau hatte mit dem bewußten Schacher=

gelde unseres Geschichtshelden wirklich einen sehr vortheilhaften Handel angefangen, und Horner war zu einer Wohlhabenheit gelangt, die nahe an Reichthum grenzte. Aber — wie gewonnen, so zerronnen! — Horners Frau war eitel, am Ende verschwenderisch geworden, und hatte eine Tausend Thaler nach den andern verbracht, bis zuletzt — keine Hundert mehr davon übrig geblieben waren. Ihr Mann mußte die Stadt verlassen. — Frau Horner nahm wohlweislich auf der Stelle ihr Zugebrachtes aus der Handlung heraus, und überließ ihrem Mann allein die Sorge — zu zahlen. Horner fing an, sich mit seinen Schuldnern zu vergleichen, und zahlte gewissenhaft ab, was er konnte. Zu großer Hülfe gereichte es ihm, daß er nach vieler Mühe, durch Vermittelung einiger alten Freunde, wieder zu einem Posten gelangte, noch ehe er den Bestand seiner ehemaligen Handlung gänzlich losgeschlagen hatte. Er war mit seiner Zeit eben nicht sehr beschränkt, und versuchte daher, das Losschlagen jener

Reste, durch steten neuen heimlichen Ankauf, so in die Länge zu ziehen, bis er glücklich seine ganze Schuld getilgt hatte. — Sein Sohn war in der Zwischenzeit seiner Entweichung gestorben. Bei der Scheidung von seiner Frau, die durch letztere herbeigeführt, übrigens aber keinesweges gegen seinen Wunsch geschahe, verblieb die Tochter der Mutter, und Horner stand zum zweiten Male allein da. Gern hätte er jetzt seinen ersten Sohn Heinrich heimsuchen, ihn wenigstens einmal sehen mögen, aber das Bewußtsein seiner früheren Vernachlässigung hielt ihn immer davon ab. Er mußte sich selbst eingestehen, daß er unedel an seinem Kinde gehandelt hatte.

Einige Zeit verstrich; seine Gedanken beugten ihn zu tief, er wünschte, * l * zu verlassen, wenn er nur in irgend einem entfernten Orte eine ansehnliche Anstellung fände. Sie fand sich wirklich und Horner verließ * l *; wo er aber hingekommen, das wußte der Erzähler nicht anzugeben.

Heinrich dankte mit Wärme für die gegebene Nachricht, obgleich er in der Hauptsache, „was jetzt aus seinem Vater geworden sei," immer unbefriedigt blieb. Alle anderweitigen Erkundigungen blieben gleichfalls ohne Erfolg. — So reisete er nun seinem Ziele: Italien, entgegen.

Der anziehenden Abentheuer sind uns von diesem jetzigen Lande her schon gar viele mitgetheilt worden. Auch Heinrich bestand deren; allein er liebte seine Mutter und — seine Ehre zu sehr, und verstand die letztere zu wohl zu schätzen, als daß ihm etwas sehr außerordentliches begegnen konnte.— Er schrieb regelmäßig in jeder Woche an seine Mutter, und legte ihr ehrlich, doch mit aller Bescheidenheit, Rechnung von dem Zuwachs seiner erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen ab. — Ein junger Landsmann, Baron Falster, dessen schätzenswerthe Bekanntschaft er gemacht, forderte ihn auf, ihm nach Spanien zu folgen. Den näch-

sten Sommer wollten sie in Frankreich und namentlich in Paris zubringen. Heinrich, mit allen Mitteln, Zeit und Lust, die Welt und Menschen kennen zu lernen, versehen, nahm das Anerbieten an.

Eine neue verführerische Welt schloß sich ihm in dem großen, weiten Paris auf, und es gab Gelegenheiten genug, ein junges Herz zu verleiten. Doch Heinrich blieb fest, und sein Freund dankte es ihm oft genug, wenn sein Beispiel oder seine Ermahnungen ihn von dem so süßlockenden Abwege wieder abbrachten.

Der Herbst erinnerte endlich an die Abreise. — Heinrichs Freund konnte sich gar nicht von der Masse der Vergnügungen, in denen sich dort schwelgen läßt, trennen. Heinrich fühlte sich geschmeichelt, einmal sein Mentor geworden zu sein. Er machte sein Ansehen geltend — es half. — So lange die Reise in Frankreich fortging, lebten Beide noch im Taumel der Erinnerung an die rauschenden Freuden der großen Weltstadt unbefangen fort; aber ganz an-

ders

ders wandte sich ihr Herz; als sie jenseits der hohen Pyrenäen ankamen. Eine bange Wehmuth überfiel Beide, gleich als wären sie hier mehr, denn irgendwo von ihrem theuren Vaterlande geschieden, und als müsse ihnen hier etwas Außerordentliches begegnen. Beide theilten sich indeß hierüber offen mit, und dies gegenseitige Vertrauen belebte ihren guten Muth von Neuem. —

Schon waren sie im Begriff, mit dem Erscheinen des Frühjahrs die Rückreise anzutreten, als der Baron eines Abends in einen heftigen Streit mit einem jungen Spanier gerieth. Oft genug hatte Heinrich ihn gewarnt, lieber immer nachzugeben, da ihm die Natur der Spanier als sehr stolz, anmaßend und rachsüchtig bekannt war; aber, leider war sein Freund auch etwas heftig. Man forderte sich auf der Stelle.

Heinrich, dem für seinen Freund bangte, rieth lieber zur schnellen heimlichen Abreise, da in einem fremden Lande ein Duell stets von doppelter Gefahr, das Ausweichen aber

eben nie von besonderem Nachtheil sein kann. — Allein am anderen Morgen mit dem Frühesten war der junge Spanier schon in Begleitung eines Sekundanten in ihrer Wohnung, und schien sich nicht übel über die Eilfertigkeit ihrer Reiseanstalten lustig machen zu wollen. Jetzt war Heinrichs Ehre mit angegriffen.

„Allerdings, mein Herr, sagte er, wird eine solche Kleinigkeit unsere Abreise nicht hindern; wir hatten sie längst auf heute festgesetzt. Uebrigens wird uns, als Fremden, eine Gunst gestattet werden, die wir wenigstens in unserem deutschen Vaterlande Niemand versagen: Mein Freund kann nicht fechten, und ich werde mit Ihrer Erlaubniß seine Stelle einnehmen.“

Der Spanier widersprach anfangs heftig, allein Heinrich suchte ihn bei seinem Ehrgefühl, zuletzt bei seiner Nationalehre zu fassen; und so gab er endlich nach. „Du bist zu hitzig, Ferdinand sagte Heinrich zu seinem Freunde, als sie wieder allein waren, und damit wärst Du im Augenblick verlo-

ren. Und denk' an Deine Eltern, Deine Schwestern, an Deine Braut — wenn Dein Freund so nach Deutschland zurückkäme, und brächte ihnen die Nachricht: Ihr Ferdinand blieb in Spanien im Duell!"

„Nun und Du, Heinrich?" fiel Ferdinand ihm ins Wort. — Heinrich gedachte seines Vaters, seiner Pflegemutter — ein leiser Seufzer entfloh seiner Brust. Sind es doch nur Zwei, erwiederte er, gezwungen lächelnd, über mich wird sich Niemand zu Tode weinen! — Ferdinand fiel ihm in die Arme. „Heinrich, das spricht Dein Herz nicht! Du möchtest mich nur gern retten, und willst Dich für mich opfern! Und ich, ich soll dann als Trauerbote zurück, mit der Todesschuld auf dem Gewissen?! Nimmermehr!!" —

„Und ich will es!" sagte Heinrich fest, „Ich hatte einen Traum, der mir's zur Pflicht macht. Du gehorchst, oder — wir sind Feinde von dieser Stunde an!"

Ferdinand ließ wehmüthig ab. Beide

schwiegen eine lange Weile. „Ferdinand, wir gehen jetzt," sagte Heinrich gutmüthig, ihm die Hand reichend. Sein Freund drückte sie schweigend, mit abgewandtem Gesicht. Sie gingen.

Vor der Thür standen ihre Pferde. — Sie waren kaum am festgesetzten Orte, so traf auch schon der Spanier mit seinen Sekundanten, vier an der Zahl, dort ein. Man verabredete das Nöthige, und das Duell begann. Lange ließ die beiderseitige Geschicklichkeit im Fechten jeden Vortheil unentschieden; endlich siegte Heinrichs größere Kaltblütigkeit und die deutsche Ausdauer. Der Spanier rannte selbst ungeduldig in den Degen seines Gegners, und fiel auf der Stelle leblos zu Boden. — Heinrich ward bleich. Es war der erste Unglückliche, der es durch seine Hand ward. Im Ausbruch des Mitleids warf er sich über ihn hin, ihm aufzuhelfen. Da fiel plötzlich ein Schuß, und verwundete ihn an der linken Schulter. Heinrich sprang erschrocken auf; sein Freund war im Be-

griff, sich zu vergessen; der Freund hielt ihn zurück. „Komm, laß uns eilen," sagte er, „wir sind hier nicht mehr sicher." Sie bestiegen rasch ihre Pferde. Es fielen noch zwei Schuß, aber beide fehlten zum Glück.

Zu Hause angekommen, ward sogleich zur schleunigsten Abreise geschritten, und in einer halben Stunde hatten sie schon die Stadt im Rücken. — Sie waren indeß kaum eine zweite halbe Stunde gefahren, und so eben in ein Gebüsch eingebogen, als fünf bewaffnete Reiter pfeilschnell ihren Wagen umringten, und den Pferden in die Zügel fielen. Ehe sich Heinrich und Ferdinand nur besinnen konnten, drangen auch schon vier Schuß in den Wagen. Der erste traf Ferdinand tödtlich, er sank auf der Stelle entseelt zurück. Die anderen fehlten.

Heinrich war außer sich. Unwillkührlich griff er nach einem Pistol, und erschoß den zunächsthaltenden Kerl. Der glückliche Anfang ermunterte ihn; er schoß sein zweites Pistol ab, und verwundete einen zweiten

so, daß er auch schon zu sinken anfing. Die Reiter wurden unentschlossen, und zogen sich zurück. Heinrich schickte ihnen noch eine von Ferdinands Kugeln nach; sie traf Niemand, beschleunigte indeß ihre Flucht. —

Er ließ jetzt sogleich umkehren, und schlug einen anderen Weg ein. Der Kutscher mußte sehr rasch fahren, und in der nächsten Stadt ward augenblicklich ein geschickter Wundarzt geholt. — Allein — Ferdinand war gerade ins Herz getroffen. — Sein Freund ließ ihn sehr ehrenvoll bestatten. Er konnte sich lange Zeit nicht von seinem Grabeshügel trennen; trauernd verließ er endlich den Ort, nachdem er Ferdinands Angelegenheiten alle geordnet, und wandte sich nördlich, weil er auch England gern noch besuchen wollte. —

Schon seit einiger Zeit waren ihm jedoch seine Briefe von der Pflegemutter immer nur höchst spatsam, auch wie es ihm vorkam, etwas kühl beantwortet. Wegen seiner vorgesetzten Reise nach England erhielt er gar keine Antwort und noch weni-

ger — Reisegeld. Er schrieb wiederholt und dringend; keine Zeile Antwort erfolgte.

Da es einmal sein fester Vorsatz war, das Land, und zugleich auf dem Wege dahin, auch das Meer zu besuchen, und er sich das Schlimmste nicht denken konnte, so reisete er auf gut Glück ab, bestimmte seiner Mutter den Ort, wo ihre Briefe ihn in England treffen würden, und benutzte einstweilen — in Erwartung des bestimmten Eingangs seiner Reisegelder — Ferdinands Wechsel, die er noch vorgefunden hatte, zur Bestreitung der Reisekosten.

Seine Erwartungen, die er sich von dem Eindruck einer Seereise, so wie die, welche er sich von England und von der Betriebsamkeit dieses Inselvolks gemacht, wurden vollkommen befriedigt, und gewährten ihm den höchsten Genuß. Desto getäuschter sahe er sich aber in den Erwartungen, die er sich von dem so ersehnten Eingange seiner Briefe und Reisegelder gemacht hatte. Seine Baarschaft ging zu Ende, und er war in der traurigsten Lage.

Selbst zur allerschleunigsten Rückreise fehlte es ihm an Geld. Was blieb übrig, als — die kostbaren, mühsam gesammelten Schätze und Merkwürdigkeiten seiner Reise zu Gelde zu machen. Immer hoffte er noch unterwegs einen erwünschten Brief, oder sonst eine Nachricht anzutreffen, allein Alles vergebens. Zuletzt ward er sogar genöthigt, seine Sachen an einem sicheren Ort stehen zu lassen, und den noch übrigen Weg zu Fuße fortzusetzen. — Er kommt endlich zu Hause an, und findet — — seine Pflegemutter wieder verheirathet! —

Sein anfangs freudiges Staunen verwandelt sich sehr bald in tiefe Bekümmerniß, als er zu dem neuen Pflegevater beschieden, und von demselben mit den bittersten Vorwürfen über sein nichtsnütziges Umhertreiben und Geldverbringen empfangen wird. Von Nachzahlung der Reisekosten ist gar nicht die Rede. Vielmehr erfährt er bald, was er überhaupt für die Folge zu hoffen habe:

Der Baron S** hatte schon gleich

nach des Grafen Tode ein gieriges Auge auf die reiche Erbin geworfen. Um so erfreueter ward er über Heinrichs gutmüthige Einfalt, die Erbschaft so großmüthig auf seine Pflegemutter über zu tragen; und da dies so ganz ohne alle Einschränkung geschehen war, so machte er sogleich seinen Plan: Die Gräfin war noch in dem Alter, Mutter werden zu können. Dann war das ganze Erbtheil sein, und Heinrich — konnte seinen Kohl auf fremden Feldern pflanzen. — Der Erfolg entsprach vollkommen der Erwartung. Heinrich ward so lange aufs freundlichste in der Fremde hingehalten, bis Alles gereift war, und jetzt — konnte er zusehen, wie er allein durch die Welt kam. —

Heinrich war der Verzweiflung nahe, als er dies erfuhr. Man gönnte ihm kaum den Bissen Brod, den man ihm zu geben schuldig war, und er hatte seine Sachen noch alle einzulösen, hatte Ferdinands Wechsel zu ersetzen, und sollte zugleich (das hatten sich beide Freunde einst wechselseitig

verheißen) der Todesbote Ferdinands, und der Tröster seiner Familie werden, er; der selbst mehr, denn irgend Jemand, auf der Welt des Trostes bedurfte!

In der Angst seines Herzens wandte er sich an den Prediger in F**, wo er damals Adelheid kennen gelernt hatte, und bat ihn, doch wenigstens seine Sachen einzulösen. — Der Prediger erfüllte mehr als er gewünscht. Er gab ihm eine Empfehlung nach der Residenz an seinen Verwandten, den Prediger M** — den Vater von Adelheid — mit der Aufforderung, für Heinrichs Anstellung zu sorgen. — Heinrichs Kenntnisse, sein natürlicher Verstand, die mannigfachen Erfahrungen und die neuen Sprachkenntnisse, die er auf seiner Reise gesammelt, ließen mit Recht etwas von ihm erwarten. —

Heinrich war abgereiset, ohne von seiner Mutter Abschied zu nehmen. Er fühlte, daß sie ihn nicht ohne Demüthigung werde anblicken können. — Adelheids Vater empfing ihn außerordentlich gütig. Er hatte

damals Heinrichs edle That — in Betreff seiner Tochter — erfahren und ihn seit der Zeit immer sehr hoch geschätzt. — Heinrich sahe Adelheid. Ein schwerer Seufzer stahl sich aus seiner Brust. Sie war reifer geworden, ihre Schönheit war vollendet; und er — — so blutarm!!

Es glückte übrigens dem Prediger bald, ihn so zu empfehlen, daß er, besonders rücksichtlich seiner vorzüglichen Sprachkenntnisse, bei dem diplomatischen Fache angestellt ward. Hierdurch angefeuert, verdoppelte er sein Streben, etwas zu leisten.

Man lernte rasch seine guten Anlagen kennen, und unterließ nicht, sie auch gehörig zu würdigen. Sein Gehalt wurde bald bedeutend verbessert, indem er eine förmliche Anstellung als Legations-Secretär erhielt. Seine Freude war unendlich; seine Wünsche waren jetzt alle der Erfüllung nahe.

Er schritt nun unverzüglich zu seines verstorbenen Freundes Angelegenheiten. Nach Verlauf von einem Jahre, wo er schon einen ziemlichen Theil seiner Wechsel, die er

damals benutzt, wieder erspart hatte, erbat er sich auf einige Zeit Urlaub, um den unglücklichen Eltern desselben endlich die, vielleicht längst erwartete Todesbotschaft zu überbringen.

Innig erfüllten Schmerz und Wehmuth die Herzen Aller bei seiner Erzählung, und nur die Gewißheit, daß das geliebte Kind von eines vaterländischen Freundes Hand mit Ehren zu Grabe bestattet sei, so wie der Wiederbesitz seines Nachlasses, den Heinrich so sorgfältig gesammelt, und der jetzt auf ewig als ein heiliges Andenken aufbewahrt werden sollte, konnte endlich den trostlosen Eltern einige Beruhigung gewähren.

Es gelang Heinrich überhaupt bald, sie einigermaßen zu trösten, indem er besonders eine Menge kleiner Züge und Begebenheiten von Ferdinand zu erzählen wußte, die ihn meistentheils in einem höchst vortheilhaften Lichte darstellten. Seinen Eltern

ward dadurch die Erinnerung an ihn so versinnlicht, und der Schmerz ihres Verlustes so versüßt — daß sie immer auf eine Weile sein Hinscheiden vergaßen. Natürlich gewann man Heinrich dadurch lieb, und seine Unterhaltung war zuletzt fast unentbehrlich. —

Am vierten Tage endlich erschien Ferdinands Braut, die einige Meilen entfernt wohnte, und die man erst ein wenig vorzubereiten gesucht hatte. Heinrichs vorsichtige Worte, und die Trauer der Eltern ließen sie nur zu bald das Schreckliche errathen, worauf sie längst gefaßt sein konnte. Mit liebenswürdigem Anstande suchte sie ihren überwältigenden Schmerz für den Augenblick zu bezähmen, ward aber doch zuletzt davon überherrscht. Sie sank bewußtlos nieder.

Heinrich ward indeß auch für sie, durch seine trostreiche Unterhaltung bald so anziehend und unentbehrlich, als für des Ver-

storbenen Eltern. Seine Bescheidenheit, mit der er seine Fürsorge stets zu übergehen suchte, die er einst für Ferdinands Wohl getragen, verbarg indeß Allen eigentlich immer noch den größten Theil seines wahren Werths. Dies Bewußtsein wollte er sich durchaus in seinem Herzen rein aufbewahren.

Der erste heftige Schmerz der Familie war schon übertäubt, und man fing an, des geselligen Lebens wieder froh zu werden. Heinrich waren vierzehn Tage verschwunden, ehe er's selbst geahnet. Noch weniger aber ahnete er wohl daß, während er sorglos die letzteren Tage dort verlebte, ein Ungewitter über ihn aufstieg, an das er gewiß nie einen Gedanken haben konnte.

Er hatte natürlich Ferdinands Eltern nicht die bewußte Wechsel-Angelegenheit verhehlen können. Die Hälfte von dem, was er benutzte, war jetzt durch die äußerste Ersparniß schon erschwungen, zu der anderen Hälfte aber gebrauchte er noch

ein volles Jahr. Als Entschuldigung zu seinem Schritte und dem Ausbleiben seiner Reisegelder zu jener Zeit, führte er den Tod des Grafen, seines ersten Pflegevaters, an, verschwieg aber aus Zartgefühl für seine Pflegemutter — auf die doch offenbar ein großer Theil der Schuld fiel — deren zweite Verheirathung. — Ferdinands Eltern wollten von einem Ersatze des Wechsels gar nichts wissen. Als Heinrich indeß nicht abließ, bestimmten sie am Ende den ganzen Betrag zu einem wohlthätigen Zweck, dessen Wahl sie Heinrich gänzlich überließen. Heinrich nahm das um so lieber an, da er nun die zweite Hälfte auf demselben Wege leichter abtragen konnte. —

Fast zu gleicher Zeit mit Emilien — Ferdinands Braut — hatte sich ein junger Baron Flamsdorf in dem Falsterschen Hause eingefunden, der Emilien stets umflatterte, übrigens allenthalben sehr bekannt und dienstfertig that, desto weniger aber von Emilien beachtet zu werden schien. Heinrich war ihm daher immerwährend zuwider,

je mehr er zu bemerken schien, daß Emilie an dessen Unterhaltung Gefallen fand, und zum Unglück mußte er einmal dabei sein, als von der Wechselangelegenheit die Rede war. Er kannte den Baron S** Heinrichs zweiten Pflegevater, und es fiel ihm auf, daß Heinrich davon gar nichts erwähnte. — Mit heimtückischer Bosheit entspann er aus diesem Umstande eine Kabale, die er bald frech genug war, bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit geltend zu machen. Sie bestand in nichts geringerem, als daß er heimlich aussprengte: „Heinrich, von seinem Pflegevater — Baron S** — oftmals an die Rückreise gemahnt, habe endlich wegen seines langen unerlaubten Ausbleibens, als ein Verschwender, nur dadurch gezüchtigt werden können, daß ihm dieser kein Reisegeld mehr geschickt, und Heinrich habe hierauf, um seinen Willen dennoch durchzusetzen, wohl offenbar selbst den jungen Baron Falster gewaltsam beraubt, vielleicht gar, zu mehrerer Sicherheit, heimlich ums Leben bringen lassen."

Ferdi-

Ferdinands Eltern begegneten diesem Gerücht, dessen Ursprung Niemand auf die Spur kommen konnte, zuerst mit dem größten Unwillen. Der Umstand aber, daß Heinrich durchaus seines neuen Pflegevaters, und seiner Verhältnisse mit ihm, niemals gedacht, so wie die Leichtigkeit, mit der er — natürlich jedesmal aus Bescheidenheit — stets über Ferdinands Duell mit dem Spanier hinweggeeilt, erregte doch am Ende wider ihren Willen einiges Mißtrauen, bis der junge Baron Flamsdorf dadurch schon mehr aufgemuntert, sich erbot, Heinrich einmal in Gegenwart Aller nach den schriftlichen Attestaten jener Ermordung zu fragen, die er sich doch durch den Menschen, der Beide damals gefahren hatte und durch den Arzt unfehlbar zu seiner Gewähr, hätte verschaffen müssen; und nachher wollte er dann auch unerwartet seines neuen Pflegevaters gedenken. —

Der Erfolg entsprach ganz Flamsdorfs Erwartung. Heinrich hatte sich jene Atteste nicht verschafft, da er damals seine

Geldverlegenheit und deren Folgen noch nicht voraussehen konnte, und bei der Erwähnung seines neuen Pflegevaters gerieth er sichtbar in Verlegenheit. — Man ward aufmerksam. — Ein einmal begründetes Mißtrauen erregt Verdacht gegen den unschuldigsten Schritt, gegen die unschuldigsten Worte. Heinrich erlag dem unglücklichen Zusammentreffen der Umstände, er konnte sich durch Nichts genügend rechtfertigen; theils hielt er es auch bei der Reinheit seines Bewußtseins, nicht der Mühe werth, über manches den verlangten Aufschluß zu geben — er wurde plötzlich verhaftet.

Heinrich ergab sich mit Fassung in sein Geschick, das er für den Augenblick nicht ändern konnte. — Als er wieder etwas zu klarer Besinnung gekommen war, bat er um die Vergünstigung, einen Brief schreiben zu dürfen. Er entsann sich, in dem Städtchen, wo er Ferdinands Hülle hatte

bestatten lassen, die Bekanntschaft eines Geistlichen gemacht zu haben, der seines Freundes Leichnam vorher einweihen mußte, und den er damals, wegen seines einnehmenden, Zutrauen erregenden Wesens im Augenblick sehr lieb gewonnen hatte. — Heinrich wagte auf gut Glück den einzigen Versuch seiner Rettung. Er entdeckte diesem Manne seine ganze traurige Lage, rief ihm alle Umstände von jener Zeit möglichst getreu ins Gedächtniß zurück, und beschwor ihn, bei Allem, was heilig! um Verschaffung der ihm fehlenden Zeugnisse. — Vier Monate verstrichen, Heinrich blieb ohne Antwort. — Eines Morgens aber trat plötzlich der Stadtrichter des Orts selbst zu ihm ins Zimmer, und redete ihn an:

„Herr Graf, ich komme, um Ihnen eine doppelt angenehme Neuigkeit zu sagen: Sie sind frei, und Ihr vermeintlich getödteter Gegner — lebt! — Der edle Mann, an den Sie Sich gewandt, hat keine Mühe gescheut, Ihnen jedes erforderliche Zeugniß zu verschaffen, und es ist ihm

sogar gelungen, durch seine Ueberredung, des Spaniers eigene Familie zu vermögen, Ihrem Antheil bei dem Morde Ihres Freundes, gerichtlich zu widersprechen, und den wahren Anstifter desselben, einen der Sekundanten Ihres Gegners, nahmhaft zu machen. In jedem Fall aber sprachen schon die gerichtlichen Protokolle des Knechts, der Sie gefahren, und des Arzts, der die Wunde Ihres Freundes untersucht, Sie vollkommen frei. — Es ist bereits Sorge dafür getragen, daß Ihre Ehre und Ihre Unschuld öffentlich gerechtfertigt werde. Ich gehe in diesem Augenblicke zu dem Baron Falster; wollen Sie mich vielleicht begleiten?" — Meine Freude ist zu groß, lassen Sie mir erst Zeit, mich zu erholen! sagte Heinrich, gerührt und dankend die Hände des Stadtrichters fassend. „Aber eine Frage erlauben Sie mir noch: Sind die Dokumente mein Eigenthum?" — Sie gehören Ihnen, entgegnete der Richter, sobald nur erst die erforderliche vidimirte Abschrift davon genommen sein wird."

Heinrich war, wie in eine andere Welt versetzt. Er lebte förmlich wieder auf, und seine Freude konnte erst gar keine Grenzen finden. — Am anderen Morgen dachte er indeß schon weiter. — Er übersann noch einmal das ganze Gewebe der schändlichen Kabale, die man so heimtückisch gegen ihn ausgeführt, und ward doch begierig, zu wissen, wer wohl seine schlaue Erfindungskraft dazu hergegeben haben konnte. Ihm fiel das Gespräch mit Flamsdorf wieder ein, der ihn zuerst so spitzfündig nach den Zeugnissen gefragt, auch so unberufen seines neuen Pflegevaters gedacht hatte. Offenbar war Flamsdorf entweder die Triebfeder oder wenigstens das dienstfertige Werkzeug der ganzen Intrigue, und Heinrich wollte sich nun diesen Ehrenmann ein wenig näher betrachten.

Flamsdorf lebte in Emiliens Nähe auf einem der Güter seines Oheims, war aber gerade, als Heinrich seine Freiheit wieder erhielt, zufällig auf einer Reise nach dessen

Vaterstadt begriffen, von wo er jedoch dieser Tage zurückerwartet wurde. —

Heinrich mochte das Falstersche Haus nicht wiedersehen, sondern eilte unverzüglich seiner Zusammenkunft entgegen. — Schon glaubte er trotz aller Aufmerksamkeit, den Gesuchten verfehlt zu haben, als er plötzlich in L** g auf einem kurzen Spaziergang seiner ansichtig ward. Er folgte ihm auf dem Fuße bis vor seine Wohnung und schickte sogleich zu ihm, indem er ihm sagen ließ: „Baron S** — Heinrichs Pflegevater — ließe ihn um die Ehre eines kleinen Besuchs bitten.“ — Flamsdorf wunderte sich zwar höchlichst über des Barons Anwesenheit in L** g, hatte aber doch kein Arges dabei, und ging hin. Er klopft an; Heinrich öffnete selbst die Thür.

„Ei, sieh da, Baron Flamsdorf, redet er ihn an; treten Sie doch etwas näher! Er hielt den Erschrockenen bei der Hand und sprach weiter: „Mir fällt ein, daß ich noch über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen habe. Setzen Sie Sich doch! —

Und nun sagen Sie mir einmal, Herr Baron, wie mag es wohl zugegangen sein, daß Sie damals, gerade wie verabredet, mit dem Fräulein Emilie zugleich ins Falstersche Haus eintraten? Und daß gerade nur Sie meiner Unterhaltung mit dem Fräulein immer mit so neidischen Blicken zusahen? — grade Sie, als so Manches beinahe schon vergessen war, plötzlich noch auf den erfinderischen Einfall geriethen, mich doch einmal so ganz gelegentlich nach den schriftlichen Attesten über meines Freundes Ermordung zu fragen, und gleich darauf Sich so höchst theilnehmend nach meinem zweiten Pflegevater zu erkundigen? — In höchster Verlegenheit schwieg Flamsdorf. „Nun, da Sie nicht zu reden vermögen, fuhr Heinrich fort, so will ich Ihnen zwei Fragen nennen, die unverkennbar auf Ihrem starren Gesichte zu lesen sind? — — Wie ich hieher komme, und wie ich plötzlich zu der kühnen Neugierde komme?! — Auf die erste Frage antworte ich Ihnen mit den

bewußten Attesten; sie sind jetzt in meinen Händen! — Ich könnte mir die Mühe geben, sie Ihnen zu präsentiren, indeß wozu das? Es ist genug, daß ich mit Hülfe derselben hier bin, was ohne ihren Besitz wohl nicht der Fall sein möchte! — Die zweite Frage aber glaube ich Ihnen am allerbesten dadurch zu beantworten, daß ich meiner Kühnheit die Krone aufsetze, und Sie ohne Rückhalt bitte, mir doch gefälligst zu sagen: Ob Sie damals der Anstifter, oder nur das Werkzeug der Schurkerei gewesen sind, die mich auf eine so unnütze und unschuldige Weise um vier Monate meines Lebens gebracht hat? Lassen Sie mich jedoch nicht allzulange auf Antwort warten, denn ich bin heut etwas ungeduldig, und es könnte mir leicht einfallen, Ihnen den Vorschlag zu machen, ob Sie nicht einmal beliebigst mit der Linken hier diesen Schnupftuchzipfel und mit der Rechten dort eine von meinen beiden Pistolen ergreifen, und" — —. Flamsdorf hatte jetzt mit einem Male die Sprache wieder: „Herr

Graf, Sie werden doch wohl wissen“ — —
„Ich werde wissen, daß ich in diesem Augenblicke mit Ihnen unter vier Augen bin,
und daß mich im schlimmsten Fall ein gutes Pferd in weniger als einer Stunde über
die Grenze bringt. Wollen Sie reden, Herr Baron, oder wollen Sie nicht?“ — Mit
erzwungener Festigkeit stotterte Flamsdorf: „Herr Graf, ich sehe nicht ein, warum ich
Anstand nehmen sollte, Ihnen einzugestehen, daß ich allerdings zuerst und ohne
alle fremde Einmischung auf den Gedanken gerathen bin, Sie nach den Attesten
über des jungen Falsters Ermordung zu fragen, und, da ich Ihren Herrn Pflegevater, den Baron S** persönlich kenne, so
durfte ich mich bei seinem Sohne doch wohl einmal nach seinem Befinden erkundigen?“ — Dafür, fiel Heinrich ein, „sollen Sie mich auch jetzt einmal um Gnade
bitten dürfen, Herr Baron! — und griff nach einer Hetzpeitsche, — denn ich glaube,
der möchten Sie in disem Augenblicke beinahe bedürfen! — Empfangen Sie hier —

Heinrich machte von dem Werkzeuge Gebrauch, — den Lohn für Ihre treue Liebe zu dem Fräulein Emilie und eine zweite Gabe zum Lohn für Ihr erfinderisches Talent sich Ihrer Nebenbuhler zu entledigen; jetzt aber soll Ihnen Niemand wehren, sich auf das allergeschwindeste aus meinem Zimmer zu entfernen!" — Bei diesen Worten flog der verdutzte Baron wie ein Pfeil zur Thür hinaus, die sich eben so schnell wieder hinter ihm schloß.

Die Schande verlieh wahrscheinlich dem Gebranntmarkten Flügel, nicht minder aber mahnte Heinrichs geringes Zehrgeld an eine baldige Beendigung seiner Reise, und so verließ er L**g noch denselben Tag. — Seine Sehnsucht nach der Vaterstadt wuchs bis zur höchsten Ungeduld, als er die ersten Thurmspitzen wahrnehmen konnte; aber eine geheime Ahnung, was sich während seiner Abwesenheit wohl alles dort konnte zugetragen haben, minderte bald seine Glückseligkeit, je näher er kam. — Und es hatte

sich wirklich sehr viel zugetragen. — Adelheids Vater — war nicht mehr. Ein böser Zufall, der schon früher oftmals für sein Leben fürchten ließ, hatte ihn diesmal so stark ergriffen, daß er seinen Geist dabei aufgeben mußte.

Adelheid, schon gebeugt durch den Schmerz, Heinrich, nach wiedererwachter Hoffnung für ihre Liebe, im Gefängniß zu wissen, Adelheid war durch diesen neuen Schlag des Schicksals vollends alles Trostes, aller Stütze beraubt, und so von Gram und Kummer verzehrt, daß sie selten mehr das Bett verlassen konnte. — Um der Hoffnung auch noch den letzten Schimmer zu rauben, so war Heinrichs Stelle bei der Legation, während seiner Abwesenheit — deren Ende sich freilich nicht absehen ließ — im letzten Monat besetzt worden. Er konnte also, seiner vollgültigen Rechtfertigung ungeachtet, nur das Versprechen erhalten, bei der ersten Gelegenheit von Neuem angestellt zu werden." — Nichts kettet zwei liebende Herzen fester an einander, als: ge-

meinschaftliches Unglück! Schweigend schloß Heinrich Adelheid in seinen Arm; das heilige Versprechen treuer Liebe bedurfte keiner Worte!

Während er nun unablässig sich bemühete, seinen verlorenen Posten wieder zu erringen, und unterdessen auf jede denkbare Art, vorzüglich durch Sprachunterricht — unter einem angenommenen Namen — seinen Unterhalt zu fristen, und während seine Adelheid leider! von Tage zu Tage mehr dahinwelkte, fiel es ihm auf, daß ein ältlicher, übrigens wohlgekleideter Mann, ihm, fast wo er sich sehen ließ, den Weg vertrat, als wenn er gern von ihm angeredet sein wolle. — Heinrich war jetzt nicht aufgelegt, zur Unterhaltung, und mied ihn, wo er nur konnte, begegnete auch zuweilen seiner aufdringlichen Zuvorkommenheit mit solcher zurückstoßenden Kälte, daß es ihm nachher beinahe wieder leid that. Allein er konnte ihn nicht los werden.

Eines Abends, da er eben bei seiner

Adelheid gewesen, und sie in einem sehr bedenklichen Zustande angetroffen hatte, kam ihm jener Unbekannte wieder, und zwar gerade dicht vor seinem Hause in den Weg, und es war fast unvermeidlich, er mußte ihn anreden. Heinrich ward empfindlich: „Mein Herr, wir begegnen uns so oft, daß ich nicht anders denken kann, als: Sie wollen etwas von mir.“ — „Nichts weiter“ entgegnete mit einiger Zurückhaltung der Unbekannte, „als das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft.“ — Heinrich antwortete: „Welches Vergnügen kann die Bekanntschaft eines Unglücklichen Ihnen wohl gewähren?“ — Unter Tausenden vielleicht Wenigen — vielleicht nur einem Einzigen!! — — sollte Ihnen niemals bei meinem Anblick eine Ahnung aufgestoßen sein? Sie sahen mich so oft — es war mir bisweilen, als erinnerten Sie Sich —“ Mißmüthig sich abwendend erwiederte Heinrich rasch: „Ich mag nichts ahnen, mag Sie nicht kennen! — Wer könnte auch nach mir zu fragen haben? — Mein Vater —

er wurde bitter — hat mich verhandelt! Mein Pflegevater, mein geliebter, inniggeliebter Pflegevater — ist in jener Welt! Meine Pflegemutter — möge Gott ihr verzeihen! Es war hart, sehr hart, was sie an mir that; aber — — ich war ja nicht ihr Kind, blieb ihrem Herzen fremd. Die Regungen des Bluts übertäuben ja. Alles! O, es muß ein süßes, seeliges Gefühl sein, ein Wesen zu besitzen, das man im vollen Rechte der Natur so ganz sein nennen kann! Wie könnte eine Million hinreichen, ein solches Recht leichtsinnig hinzugeben!! Erschüttert hielt der Unbekannte seine Hand und rief: „Heinrich! — Du hast Deinen Vater erkannt!!" — — Und der Sohn wandte sich erschrocken um: — „Mein Vater? Sie Selbst? — Nun, und was führt Sie zu mir?" sagte er mit erzwungener Fassung. — „Die Sehnsucht, einmal mein geliebtes Kind zu sehen, ihm in seinem Unglück zu helfen!" — erwiederte Horner. — „Nach vier und zwanzig Jahren? — Vergeben Sie, mein Vater, und

möge Gott seinen ganzen Zorn über mich ausschütten — — ich kann mich nicht freuen! — Ein Vater, der es vermag, sein Kind zu verkaufen, der verkauft auf ewig jeden Anspruch auf kindliche Liebe! Wissen Sie es, mein Vater, — und wenn es in diesem Augenblicke mein Leben kosten sollte, aber das Bekenntniß muß heraus aus meiner Brust, — wissen Sie: Ich habe mich niemals nach Ihnen gesehnt!! Meiden Sie mich, Vater; setzte er bittend hinzu — bin ich doch schon unglücklich genug; Ihr Anblick regt das heiligste aller Gefühle in mir auf, aber die Erinnerung an meine Kindheit — — o, sie erstickt auch den letzten Funken davon wieder! — Lassen Sie mich! Ich stand allein, da Gott mir aus dem Kerker half! wo jetzt Hülfe Noth thut, da können Sie nicht helfen!!“ — In dem Augenblicke kam Adelheids Mutter athemlos daher: „Ach Herr Graf, kommen Sie geschwind, meine Tochter wird mit einem Male so schwach, sie wünscht so sehnlich, Sie noch zu sprechen.“

„Gott, meine Adelheid!“ jammerte Heinrich, „Sie sehen, mein Vater, was mich bindet; ein hülfloses edles Mädchen setzt ihre einzige Hoffnung, ihren einzigen Trost auf mich! Ihr gehört mein ganzes Herz; ich habe Nichts mehr, was ich Ihnen geben könnte! Leben Sie wohl! auf ewig wohl! Er drückte Horner einen Augenblick heftig in seine Arme und verschwand.

Heinrich war der angstvollen Mutter eiligst gefolgt und traf Adelheid wirklich schon fast ohne Bewußtsein an. Er sah ein, daß, wenn noch Hülfe möglich war, sie nur durch Aufbietung aller ärztlichen Geschicklichkeit herbeigeführt werden konnte. Er eilte daher zum geschicktesten — obgleich kostbarsten — Arzte der Residenz und mit aller der ihm eigenen Ueberredung bewog er denselben, ihm sogleich zu folgen. —

Adelheid ward glücklich gerettet, und die fortdauernde Behandlung jenes Arztes, so wie die angestrengteste Pflege der Mutter

ter im Verein mit Heinrich, gaben ihr am Ende sogar, zur Freude Beider, ihre volle Gesundheit wieder.

Jetzt war indeß Heinrich in der größten Verlegenheit. Der Arzt sollte bezahlt werden, und — es fehlte an Geld. — Heinrich hatte Niemand, der ihm helfen konnte. Er schrieb an den Fürsten. Seine unglückliche Lage, der unverschuldete Verlust seines Amts und sein Unvermögen, das leere Vertrösten auf eine neue Anstellung abzuwarten, waren so triftige Gründe, daß es nur einer guten Darstellung bedurfte, um seinen Zweck zu erreichen. Heinrich brauchte keinen Advokaten. Er hatte Niemand zu fürchten, und schrieb so frei und offen, als er empfand, und stets zu sprechen gewohnt war. Zum Glück liebte der Fürst dies sehr; er ließ über ihn Erkundigung einziehen, und da sich Alles so bestätigte, wie Heinrich es vorgetragen, so erhielt er schnell eine sehr vortheilhafte Versorgung, und zwar mit

der Bestimmung: das Gehalt derselben, vom Tage des Verlusts seines vorigen Amts an, beziehen zu dürfen.

Heinrich war im Entzücken; er wünschte dem Fürsten persönlich für diese hohe Gnade danken zu dürfen; und da es überhaupt keine Schwierigkeit hatte, denselben zu sprechen, so ward ihm dies Glück baldigst zu Theil. — Sein vortheilhaftes Aeußere und seine edle Freimüthigkeit gefielen dem Fürsten; er entließ ihn äußerst gnädig, und mit dem ausdrücklichen Versprechen: bei der ersten Gelegenheit noch ganz besonders für ihn zu sorgen.

Heinrich dachte jetzt vor Allem wieder an Bezahlung seiner Schulden: den Arzt und die zweite Hälfte von seines Freundes Wechsel. — Sein ansehnliches Gehalt setzte ihn in den Stand, in Jahresfrist Alles abtragen zu können. Der Verabredung gemäß übersandte er der Falsterschen Familie die Quittung eines Wohlthätigkeits-Instituts über den abgelieferten Betrag, ohne aber eine Zeile weiter dabei zu schreiben.

Heinrichs Unglückstage waren vorüber. — Woran er nun zu denken anfing — leuchtet ein. — Seinen Vater sahe er, seinem Wunsche gemäß, nie wieder. — Nur seine Pflegemutter wollte ihn noch einmal wie es schien, in Versuchung führen. Er erhielt von ihr folgenden Brief:

„Mein geliebter Sohn!“

„Wenn Sie anders vergessen können, so säumen Sie nicht, jetzt Ihr Glück in Empfang zu nehmen, das Ihnen von Rechtswegen angehört, und das Ihnen nur auf eine Zeitlang durch die Dazwischenkunft einer feindseligeu Begebenheit vom Schicksal entrückt werden konnte. — Mein Gemahl, der Baron S**, ist vor einigen Wochen verschieden. Er folgte seinem einzigen Sohne sehr bald nach. Ich bin wieder frei, und bin bereit, Ihnen doppelt zu vergüten, was Sie — um meiner Schwäche willen, die ich gewiß längst aufrichtig bereuet — haben dulden und entbehren müssen.

Es bedarf nur Ihrer Gegenwart, um mit mir das Nöthige darüber zu verabre-

den. Eilen Sie in die Arme Ihrer Mutter, und lassen Sie das mütterliche Herz nicht vergebens auf eine längstersehnte Aussöhnung harren."

Minna, verw. Baronin v. S**.

Heinrich schrieb folgendes wieder:

„Meine gnädige Frau!"

„Daß ich vergessen konnte, habe ich Ihnen gewiß zur Genüge bewiesen, indem ich die gerechtesten Ansprüche und den bittersten Schmerz, den ich über einen solchen Verlust — und über die Art des Verlusts — empfinden mußte, ewig vor der Welt in meinem Herzen verschlossen hielt. — Was ich, um dieses Stillschweigens willen, noch später habe leiden müssen — — auch das sei hiermit vergessen!

Mögen also diese Zeilen Ihnen als die herzliche Zusicherung meiner vollkommenen Aussöhnung gelten, und es sei hiermit jedes schmerzliche Andenken auf ewig verwischt! — Was aber Ihr Anerbieten wegen Empfangnahme meiner Erbschaft betrifft, meine gnädige Frau, so erkenne ich darin gern Ihre

Güte; das Anerbieten ist wahrhaft mütterlich. Nur bedauere ich, daß es um ein Jahr zu spät kommt. — Ich bin, Gott sei Dank! jetzt reicher, als ich mir jemals wünschen konnte, denn: Ich habe die Gnade meines Fürsten erfahren, ich habe keine Schulden, und — auf meinem Herzen — — keine Schuld!! — Leben Sie glücklich, und gedenken Sie bisweilen meiner! Dies wünscht gewiß innigst

der Ihrige

Heinrich."

Müllerlieder.

Von

Wilhelm Müller.

Wanderlust.

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

Vom Bache haben wir's gelernt,
Vom Bache!
Der hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Auf Wanderschaft!

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder!

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine!

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterinn,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

Der Bach.

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thal es rauschte
So frisch, so wunderhell.

Ich weiß nicht wie mir wurde
Nicht wer den Rath mir gab,
Ich mußte auch hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich wohin?
Du hast mit Deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn von Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein:
Es singen wohl die Nixen
Ein liebes Knäbchen ein.

Gesell, laß singen, rauschen,
Und wandern fröhlich nach,
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach!

Am Feierabend.

Hätt' ich tausend
Arme zu rühren!
Könnt ich brausend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt ich drehen
Alle Steine!
Daß die schöne Müllerinn
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie ist mein Arm so schwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich schneide, was ich schlage,
Jeder Knappe thut es nach.

Und da sitz' ich in der großen Runde
In der stillen kühlen Feierstunde,
Und der Meister spricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen sagt
Allen eine gute Nacht!







